Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

48. Jahrgang 4. August 1934 Nummer 15

Inhalt

In der Dorfkirche . . . . . Martin Rade

Letzte Gebundenheit (Zweites Stück) . . . . . Marie Horstmeier

Die Deutsche Evangelische Kirche in ökumenischer Sicht (Erstes Stück) . . . . . Heinrich Frick

Luther als Künstler und Prophet (Preuß) . . . . . Walter Elliger

Deutsches Christentum heute (Zweites Stück) . . . . . Alfred Giesecke

Der Kampf gegen das gewohnheits- und berufsmäßige Verbrechertum und der Christ . . . . . Hugo Heim

Grundsätzliches zur Fürsorge für entlassene Gefangene . . . . . Heinrich Seyfarth

Malente . . . . . Heinz Beckmann

Literarische Querschnitte durch Germanien (Zweites Stück) . Otto Hubele

Iwan Bunin . . . . . Gerhard Heine

Die Weltanschauung des Mittelalters . . . . . Paul Th. Hoffmann

Aus Zeitschriften

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes – Versammlungskalender

Der evangelische Buchhandel an der Front – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

Wir staunen über die Größe des Unternehmens, wir dürfen aber zum Herausgeber das feste Zutrauen haben, daß nur Gediegenes und Zuverlässiges herauskommt. Der Verlag, der für das großzügige Unternehmen sich einsetzt, ist der in solchen Dingen bewährte und leistungsfähige Leopold Klotz Verlag in Gotha. Die Verwalter von Pfarrbibliotheken leisten den einzelnen Kollegen sicher einen guten und schätzenswerten Dienst, wenn sie für den Erwerb dieses die Verhältnisse der Kirchen im Ausland darstellenden Werkes sich kräftig einsetzen. Deutsches Pfarrerblatt

Dieses Unternehmen des mutigen Klotz-Verlages ist so selbstverständlich und so drängend, daß man sich wundert, warum ihm erst jetzt so tatkräftige Helfer erstehen. Nun, die Zeit ist reifer denn je für ein so umfangreiches Werk. Denn sie hat sich auf der fanatischen Suche nach der Wahrheit über das Wesen des Christentums in Wort- und Begriffsgefechte, in spekulatives Definieren und Theoretisieren so verrannt, daß sie um der zu deutenden und mißdeuteten Begriffe willen das Wirken und Wirksam-Sein des Christentums vergaß. Berliner Tageblatt

Ein Beachtung erzwingendes Sammelwerk, es wird nicht nur die Anhänger der ökumenischen Bewegung, sondern darüber hinaus jeden interessieren müssen, der am Weltgeschehen inneren Anteil nimmt. Hamburger Anzeiger

Vermittelt Kenntnis nicht nur von der Vergangenheit, nicht nur von dem Bekenntnis, sondern hauptsächlich auch von der bunten Vielgestaltigkeit des kirchlichen Lebens in den verschiedenen Ländern und Erdteilen und den ganz konkreten kirchlichen Gebilden, denen der Praktiker der ökumenischen Arbeit begegnet. Eine große Aufgabe, es ist bedeutsam, daß ein solches Unternehmen seinen Weg in die Welt von Deutschland aus antritt, wo einerseits die wirtschaftlichen Verhältnisse so schwierig sind, andererseits aber gerade das Erwachen des religiösen Lebens und damit das Interesse für die Kirche mit der nationalen Erneuerung zugleich offenbar geworden ist. Deutsche Allg. Zeitung

Schon die Inhaltsanzeige zeigt, daß nicht nur das äußere Gebilde der Kirchen zur Darstellung kommt, sondern auch die geistigen Bewegungskräfte ihrer Betätigung. Zu dem überall erwachten Gespräch über die „Kirche" werden hier in zeitgemäßer Einstellung wertvolle und zuverlässige Beiträge auf weiter Grundlage geboten. Protest. Rundschau

Die ersten Urteile über das große Sammelwerk

EKKLESIA

EINE SAMMLUNG VON SELBSTDARSTELLUNGEN DER CHRISTLICHEN KIRCHEN

Eine Kirchenkunde der Gegenwart. Herausgegeben von Friedrich Siegmund-Schultze

Bücher liegen vor:

BAND I: DIE BRITISCHEN LÄNDER

1.

DIE KIRCHE VON ENGLAND

Eine kurze Darstellung der Kirche von England von G. K. A. Bell, D. D. Bischof von Chichester, mit Anhang: Anglikanische Theologie der Gegenwart von Reverend Philip Usher. Die Arbeit der Kirche von England in den überseeischen Ländern von Reverend A. W. Davies
Englische und deutsche Literatur über Anglikanismus

Preis 6.— Mark, für Subskribenten auf das Gesamtwerk 4.— Mark

BAND III: DIE MITTELEUROPÄISCHEN LÄNDER

9.

DIE EVANGELISCHEN KIRCHEN DER NIEDERLANDE

Preis 8.— Mark, für Subskribenten 5.50 Mark
mit 18 Beiträgen erster holländischer Sachkenner

In Vorbereitung:

Die evangelischen Kirchen der Schweiz / Das kirchliche Leben Österreichs
Die evangelische Kirche in Schweden

Weitere Auskunft durch jede Buchhandlung oder vom

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

Nr. 15 — Gotha, 4. August 1934 — 48. Jahrgang

Inhalt: In der Dorfkirche [Sp. 673] — Letzte Gebundenheit [Sp. 675] — Die Deutsche Evangelische Kirche in ökumenischer Sicht [Sp. 679] — Luther als Künstler und Prophet [Sp. 686] — Deutsches Christentum heute [Sp. 688] — Der Kampf gegen das gewohnheits- und berufsmäßige Verbrechertum und der Christ [Sp. 693] — Grundsätzliches zur Fürsorge für entlassene Gefangene [Sp. 700] — Malente [Sp. 701] — Literarische Querschnitte durch Germanien [Sp. 702] — Iwan Bunin [Sp. 707] — Die Weltanschauung des Mittelalters [Sp. 708] — Aus Zeitschriften [Sp. 709] — Bücher und Schriften: Einleitung in die Psalmen (Gunkel); Der kommende Tag (Schneider); Der Glaubensweg des Neuen Bundes (Löw); Die Kirchengeschichtsschreibung (Nigg); Matthias Claudius (Roedl); Johann Gerhard Oncken und die Anfänge des deutschen Baptismus (Luckey); Ein deutscher Weg zu Jesus (Reeg); Grundlinien einer deutschen Glaubens-Unterweisung (Hauer); Das religiöse Ringen unserer Tage im Spiegel der Berliner Religionsgespräche des Jahres 1934 (Schowalter); Christlich und völkisch (Holtz); Das Wesen der Verantwortung (Weischedel); Krieg als Volksschicksal (Pongs); Die Sehnsucht nach dem Dritten Reich (Petersen); Zweisame Stille (v. Groote); Die Letzte am Schafott (v. le Fort); Wer einmal aus dem Blechnapf frißt (Fallada); Erlebtes, Erlauschtes, Erschautes (v. Sivers); [Sp. 710] — Chronik [Sp. 715] — Verschiedenes: Eingliederung von Landeskirchen; Von wem ist das; Frank, Thieme, das „Deutsche Volkstum" und die „Christliche Welt"; Die Lutherakademie in Sondershausen; Theologische Vorlesungen in Kiel; Hindenburg † [Sp. 718] Versammlungskalender [Sp. 719] — Der evangelische Buchhandel an der Front [Sp. 720] — Anzeigen

In der Dorfkirche

Und er ging hinein, bei ihnen zu bleiben.
Luk. 24, 29.

Eine alte elsässische Dorfkirche. Sonntag Vormittag. Der Wilhelmer-Chor aus Straßburg singt die Bach-Motette „Jesus, meine Freude". Was bedarf es noch der Predigt? Prediger genug: die Meistersinger aus der Stadt, der Meister Johann Sebastian Bach, Bürgermeister Johann Franck von Guben mit seinem Liede, der Apostel Paulus Römer am Achten: „So ist nun nichts — nichts — Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind, die nicht nach dem Fleisch leben, sondern nach dem Geist... Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein."

Johann Franck redet zu uns in seiner echten Sprache. „Trotz" — Bach wiederholt das Wort noch einmal: „Trotz" —

Trotz dem alten Drachen,
Trotz des Todes Rachen,
Trotz der Furcht darzu.
Tobe, Welt, und springe,
Ich steh hier und singe
In gar sichrer Ruh.
Gottes Macht
Hält mich in Acht,
Erd und Abgrund muß verstummen,
Ob sie noch so brummen.

Unsre Gesangbücher wagen die Strophe nicht. Statt daran zu bessern, unterschlagen sie sie lieber. Nun ja — das „brummen"! „dumpf dröhnen", schon mehr „brüllen" — an das Gewitter ist gedacht, von dem in der vorhergehenden Strophe die Rede war. Dort hieß es:

Unter deinen Schirmen —

„Deinen" lautet es, nicht „deinem". Verstehen wir „Schirmen" = „Schilden", um dem Wort und dem Gedanken gerecht zu werden; die Gesangbücher haben sich damit geholfen, daß sie sich aus dem Konkreten in das Abstrakte, aus der Mehrzahl in die Einzahl flüchteten; sei es drum:

Unter deinem Schirmen
Bin ich für den Stürmen
Aller Feinde frei.
Laß den Satan wittern,
Laß den Feind erschüttern,
Mir steht Jesus bei.
Ob es itzt
Gleich kracht und blitzt,
Ob gleich Sünd und Hölle schrecken,
Jesus will mich decken.

Der Satan „wittert", läßt sein Gewitter los, und „erschüttert" uns, daß wir zittern und beben. Wie matt ist der Ersatz in unsern Büchern. Aber das muß wohl sein. Nur wer Freude hat an dem Ursprünglichen, Urtümlichen, erbebt noch von etwas Anderem: von der Kraft dieser Sprache. Und dazu die Musik.

Und die Sänger singen auch den letzten Vers, wie er war, wagen es:

Denen, die Gott lieben,
Muß auch ihr Betrüben
Lauter Zucker sein.

Damals Zucker! Etwas kostspielig-unüberbietbares Süßes, Feines, Liebes. Das ist uns „unser Betrüben", uns, die wir Gott lieben. Man teilt ja die Verlegenheit unseres Gesangbuchs. Man kann die der Gemeinde von heut wirklich nicht zumuten. Aber warum so rasch fertig mit der „Verbesserung"?

„Lauter Freude sein" —

Die Freude ist schon in der ersten Zeile des Liedes zu ihrem Rechte gekommen.

„Lauter Wonne sein" —

Das möchte wenigstens eine Steigerung bewirken. Warum nicht:

Denen, die Gott lieben,
Muß auch ihr Betrüben
Etwas Süßes sein —?

Eine uns ungewohnte, dem ursprünglichen Wortlaut ganz verwandte Wendung hilft uns so zu der erhöhten Empfindung, welche die Schlußzeilen verlangen.

Das gewaltige Tonstück strömt über uns dahin. Der Frauenchor des Ortes hat mit einem Bach-Choral die Sängergäste begrüßt: er durfte es wagen. Alles ist ergriffen. Die Predigt kann nur ein Ja und Amen dazu sein: „Und Er ging hinein, bei ihnen zu bleiben", Luk. 24.

Wir bekannten einmal an dieser Stelle (in Nr. 8) unsre „Sehnsucht nach Jesus". Hier war sie erfüllt. Eine Höhe evangelischen Gottesdienstes ist erreicht.

Weicht, ihr Trauergeister!
Denn mein Freudenmeister,
Jesus, tritt herein.

Nicht zu flüchtigem Genuß. Nicht nur auf Flügeln des Gesanges, die wieder entschweben. Nein, um zu bleiben.

Jesus erscheint uns auf mancherlei Weise. Die Jünger, von denen dort Luk. 24 die Rede ist, hatten ihn leibhaftig bei sich gehabt. Er war gestorben. Und nun kam er ganz anders. Sie erkannten ihn nicht. Er war bei ihnen — und sie erkannten ihn nicht! Da sie ihn aber erkennen — „verschwand er vor ihnen"! Ja, verschwand er wirklich? Für sie? Für uns? Gingen sie nicht fröhlich heimwärts? Er war doch nicht zu ihnen gekommen, um zu verschwinden, sondern zu bleiben? Er erscheint uns auf mancherlei Weise, aber immer, um zu bleiben.

R

Letzte Gebundenheit

(Zweites Stück)

Ehe wir zu der Frage nach dem Wesen und Kennzeichen des Objektiven in der bestimmten Religion übergehen, sei jene unbestimmte „Gebundenheit" noch in ihrer Eigenart und ihrem Verhältnis zum Glauben, das heißt zu der an Vorstellungen und Begriffe geknüpften Frömmigkeit, genauer gekennzeichnet. Es scheint in ihr nicht nur ein Erregtwerden und Angezogenwerden durch die unbekannte bindende Macht zu liegen, sondern auch ein dunkles Bewußtsein der Ferne von dem Bindenden und der Verschiedenheit unserer selbst und aller Wesen und Dinge von ihm, ein Gefühl des Abstandes, des schwer Hinkommen-Könnens zu ihm, das wohl auch die Form der religiösen Scheu vor einem „Mysterium tremendum" annehmen kann, sich aber mehr noch als eine Traurigkeit des Getrenntseins bezeichnen läßt, denn vor allem bedeutet die ursprüngliche Gebundenheit eine Bestimmung des Denkens und Handelns nach der Richtung der bindenden Macht hin, sei es nun, daß man versucht, das Bindende zu erkennen und sich vorzustellen (wie etwa Augustin nach der ersten Erregung seines religiösen Wahrheitsverlanges durch Ciceros Hortensius), oder daß man das Gefühl hat, die geheimnisvolle Macht in seinem Leben und Treiben irgendwie berücksichtigen zu müssen, etwas für sie tun oder um ihretwillen meiden zu müssen, ein Zug, der bei aller Verschiedenheit der Anschauungen über das Göttliche überall in der Religionsgeschichte zutage tritt in den zahlreichen den Gläubigen oft sehr unverständlichen und doch von ihnen ängstlich befolgten religiösen Geboten und Verboten, den Vorschriften über das, was zu tun, und den fast noch ängstlicheren über das, was zu meiden sei.

Die „Gebundenheit" bedeutet also ihrem eigensten Wesen nach ein Hinausgezogenwerden über uns selbst und unsere Welt, ein Bestimmt- und Eingeschränktwerden durch ein Anderes, Uebersubjektives, das uns entgegentritt. Das Erlebnis des Objektiven ist der „reinen", allen Religionen gemeinsamen Religion eigentümlich, auch wenn bei ihrem Begriff ganz abgesehen wird vom Wort, vom Bild, von der gedanklich klar erfaßten Gegenständlichkeit. Die Gebundenheit ist ferner, wo sie sich klar und stark bemerkbar macht, immer eine endgültige, letzte, schlechthinige, an ein vollauf und endgültig Bindung Wirkendes. Sie ist letzte Gebundenheit, Gebundenheit an Letztes. Wo dieser Zug nicht klar zutage tritt, liegt keimhafte Religiosität vor oder eine gewisse verwirrende und zersplitternde Rückwirkung der religiösen Deutung, die sich in einem mühsamen geschichtlichen Weg der bindenden Macht zu nähern sucht. Zwei Züge also sind der Religion auch abgesehen von allen Bildern und Begriffen eigentümlich: Das Objektivitätserlebnis und das Endgültigkeitserlebnis.

Was aber ist diese Wurzel der Frömmigkeit in ihrem Verhältnis zu dem entwickelten Baum, den die geschichtliche Religion mit ihren mannigfaltigen Spielarten darstellt? Ist die „reine", noch begrifflose „Gebundenheit" eine Anfangsstufe der Religionsgeschichte? Finden wir sie vielleicht in einer bestimmten Form primitiver Religion? Die religionsgeschichtlichen Quellen verwehren es uns, dies anzunehmen, da sie uns überall schon gewisse Begriffe und Deutungen von dem Bindenden zeigen. Diese erscheinen allerdings vielfach sehr unbestimmt und schwankend. Wird z. B. im Managlauben die segenspendende und gefährliche Macht bald im Feuer, bald im Menschen, bald in einer heiligen Stelle wirksam gedacht, während die Bestimmtheit des Verhaltens durch sie in ihren allgemeinen Zügen gleich ist, so zeigt sich, daß die Begriffe von dem Bindenden eben Deutung, einen Akt sekundärer Art, darstellen, während das dunkle Erlebnis der Gebundenheit entscheidende Voraussetzung ist. Das kann trotz der Schwierigkeit, ja vielleicht Unmöglichkeit eines religionsgeschichtlichen Beweises sehr wohl den Sinn haben, daß es geschichtlich einen uns nicht mehr erreichbaren Anfangszustand der noch deutungslosen, „reinen" Religion gegeben hat und die Deutung des Bindenden erst allmählich der langsamen Entwicklung des menschlichen Begreifens seiner selbst und der Welt gefolgt ist; es kann aber auch sein, daß immer schon Vorstellungen und Begriffe einfachster Art, entlehnt von irdischen Erfahrungen eines irgendwie Mächtigen, mit der religiösen Erfahrung verknüpft waren. Die Gebundenheit wäre auch im zweiten Fall als primär anzunehmen, die Deutung als ein sekundärer Versuch zu begreifen, so jedenfalls bei den ersten, grundlegenden Akten der Religionsentstehung im Erleben der religiösen Führer. Sicher ist es freilich auch, daß die Sprache der von ihnen geschaffenen religiösen Bilder und Begriffe dann die eigentümliche Kraft hat, das Erlebnis der bindenden Macht zu vermitteln, religiös zu wirken. Der Geistestrieb zu letzter Gebundenheit scheint eine zunächst verborgene Richtung des menschlichen Wesens zu sein, ein Apriori der tatsächlichen Bindungserfahrung und erst recht ein Apriori der Deutung, selbst wenn die bindende Macht durch eine solche wirkt. Mitten in der geschichtlichen Entwicklung der religiösen Vorstellungen tritt die deutungslose, bildlose, „reine" Religion immer wieder hervor in der mystischen Frömmigkeit. Sie ist, mag sie nun mehr agierend oder reagierend sein, bloße Hingabe an jenes Letzte, Bindende, sich ihm nähernd bis zum Gefühl der Verschmelzung in innigster Verbundenheit, aber mit bewußtem Verzicht auf Vorstellungen und Begriffe von ihm.

3. Die religiöse Erkenntnis

Die intellektuelle Deutung der bindenden Macht wird von menschlicher Phantasie und Verstandestätigkeit getragen, ist in ihren Mitteln abhängig von begrenzter menschlicher Erfahrung und zeigt andererseits in hohem Maße die aller Natur, aber besonders ihrem fähigsten Kinde verliehene Freiheit und Eigentätigkeit, ein schöpferisches, individuelles, oft willkürliches und spielendes Schalten und Walten mit überlieferten und neu erworbenen Vorstellungen. Hier entspringt die überreiche Fülle der Ansichten und Geschichten vom Göttlichen, die Vermenschlichung der Götter, das kühne Spiel der Phantasie in Mythen und philosophisch-theologischen Spekulationen. Hier liegt also die Gefahr, daß die ehrfürchtig-dunkle, aber ihres Gegenstandes gewisse Gebundenheit an der allzu menschlichen Erfassung dieses Gegenstandes irre wird und erstirbt. Und dennoch, diese intellektuelle Deutung ist ihr notwendig, in ihr liegt die Möglichkeit der Offenbarung, in ihr allein liegt die Hoffnung begründet auf einen vollen Anschluß aller Richtungen des menschlichen Wesens an die bindende Macht und damit eine relative Vollendung der Frömmigkeit. Für den Menschen als erkennendes Wesen kann sich nur im Lichte der religiösen Erkenntnis sein Zusammenhang mit dem Letzten klären und festigen. Ohne sie bliebe Religion dunkle Regung weniger Augenblicke, ahnendes Suchen; sie würde nicht lebenbeherrschende Macht.

Die religiöse Erkenntnis wird hier aufgefaßt als das intellektuelle Begreifen und Bezeichnen der an den einzelnen Geistesrichtungen des Menschen gespürten Gebundenheit an das Letzte und dadurch mittelbar das Begreifen und Bezeichnen des Letzten selbst. Diese Richtungen des geistigen Lebens sind das Werterleben, das Handeln in seiner inneren Form des Wollens und seiner äußeren des Tuns und das Erkennen, d. h. das rein theoretische Anschauen, Begreifen, Bezeichnen des Seienden. In jeder dieser Richtungen wirkt der Geistestrieb zu letzter Bindung, werden Erfahrungen letzter Gebundenheit gemacht und deutende Begriffe der bindenden Macht geprägt.

Bei der Fülle der Bilder, die so in der religionsgeschichtlichen Entwicklung entstehen, bei dem Wetteifer der geschichtlichen Religionen wird die Frage nach dem Wahrheitsgehalt der einzelnen Deutungen, ihrem Offenbarungswert, dringend. Einen Hinweis auf die rechte Art ihrer Beantwortung gibt die Geschichte des Kampfes und Sieges der Religionen. Im großen und ganzen zeigt sie, daß die unvollkommenere Religion von der vollkommeneren besiegt wird, d. h. von der Religion, deren Glaubensvorstellungen bessere Werkzeuge der bindenden Macht sind, den Men-

schen vielseitiger und inniger an sie schließen. Diesen Maßstab hat auch die religionsphilosophische Behandlung der Wahrheitsfrage anzulegen. Sie wird den religiösen Wert der Glaubensvorstellungen untersuchen müssen, ihre Bedeutung für den Anschluß der menschlichen Geistesrichtungen an das Letzte, ihre größere oder geringere Eignung, Medium des Bindenden zu sein. Damit wird keineswegs ein subjektives religiöses Werten zum Kriterium der Offenbarung gemacht, sondern es wird nur die gemeinsame Grundlage menschlichen Geisteslebens in ihrer Bedeutung für die religiöse Erkenntnis zur Geltung gebracht. Es wird gefragt, welche Vorstellungen die Mittel und Wege sind, die der Anschluß gemeinsamer menschlicher Geistesart an das letzte Bindende erzeugt, durch die es sich unserm Wesen aufs engste verbindet und durch die wir daher sein eigenes Wesen am deutlichsten spüren. Der religiös Erkennende kann die Kraft, die ihn erregt, nur fassen und begreifen, wenn er sich mit allen Fasern seines Wesens von ihr ergreifen läßt und in dem Bilde, das er sich von ihr macht, alle ihre Wirkungen auf ihn zum Ausdruck bringt. Von ihrem Wesen wird er freilich auch dann nur zeugen können nach ihren Wirkungen auf ihn; aber das bedeutet nur die überall bestehende Grenze menschlicher Erkenntnis und nicht einen vollkommenen Verzicht auf das Erfassen des Objekts. Offenbarung werden wir daher überall da sehen, wo religiöse Vorstellungen als wahrhaft bindende Deutungen erscheinen; Teiloffenbarung, wo sie nur Ausdruck der religiösen Gebundenheit eines Teils des geistigen Lebens oder Ausdruck einer irgendwie gehemmten und beschränkten Gebundenheit sind, vollendete Offenbarung, wo sie die volle Gebundenheit aller Richtungen des Geistes an das Letzte auszudrücken vermögen. Wo dies ganz einträte, wäre die ideale oder absolute Religion verwirklicht. Da aber jeder Ausdruck menschlichen Geisteslebens und auch der seiner letzten Gebundenheit im Einzelnen zeitgeschichtlich bedingt ist und daher nicht zu allen Zeiten gleich geeignet zum Medium der letzten Bindung sein kann, werden die geschichtlichen Religionen immer nur relativen Offenbarungswert haben. Die ideale Religion, deren Vorstellungen absolut bindende Kraft besäßen, ist im Einzelnen nie voll verwirklicht, in ihren allgemeinen Zügen wird sie bei jedem Vergleich der Religionen in bezug auf ihre Wahrheit, bei jeder ernsten Prüfung des Offenbarungswertes einer Religion dem prüfenden Geiste vorschweben.

4. Schicksalsglaube

Zum Werterleben rechnen wir zunächst das persönlich stark beteiligte Erleben von Lust und Leid, Glück und Not, die als Geschick, d. h. als ein vom Einzelnen gar nicht oder nur zum kleinen Teil bestimmbares Geschehen erscheinen. Das Gedeihen der Saat und ihre plötzliche Vernichtung durch den Gewittersturm, Rettung aus Gefahr und schwere Bedrohung des Lebens, der Gewinn oder Verlust eines geliebten Menschen sind schicksalhafte Erlebnisse dieser Art, in denen der Mensch von jeher seine Abhängigkeit von einem Letzten, sein Dasein Beherrschenden spürt. Bitt- und Dankgebet, Beschwörung und magischer Versuch, die schicksalbestimmende Macht sich dienstbar zu machen, Gelübde und Opfer sind ursprüngliche religiöse Verhaltungsweisen, in denen dieser Schicksalsglaube seinen natürlichen Ausdruck findet. Mit dem zunehmenden Wissen des Menschen über die irdischen Faktoren seines Geschickes und mit seiner zunehmenden Macht über sie wird das naive Erleben der Schicksalsgebundenheit zwar unsicherer und schwächer und verschwindet bisweilen ganz, aber in den Stunden der schwersten Not und des größten Glückes wird der alte Trieb zu der schicksalbestimmenden Macht immer wieder in plötzlichen Gebeten rege, oft als Abfall von atheistischer Ueberzeugung empfunden, bisweilen aber auch als ein dauerndes Ergriffen- und Gebundenwerden.

Die deutende Vorstellungskraft ruft alle Arten von Bildern und Begriffen eines Mächtigen herbei, um die schicksalbindende Macht zu begreifen. Das kraftvolle und listige oder auch das nahrungspendende Tier, der Fruchtbarkeit gewährende Fluß, das Heer der Sterne, die über das Geschick zu herrschen scheinen, die Geister der Toten und die geheimnisvollen Kräfte, die in seltenen und wunderbaren Dingen vermutet werden, alle können sie zum Bilde der empfundenen Macht werden. Die Entwicklung zeigt hier ohne Zweifel ein langsames Suchen und Finden des Begriffes eines Mächtigsten, alles Beherrschenden. Wie Abraham in der Legende des Koran zuerst den Abendstern anbetet, dann den mächtiger erscheinenden Mond, nach ihm die noch mächtigere Sonne und schließlich den Schöpfer aller Dinge, so werden stets in der Religionsgeschichte die minder mächtig erscheinenden Götter zugunsten der mächtigeren verworfen, und nur der allmächtige, der nur einer sein kann, vermag am Ende den schicksalerlebenden Menschen vollauf zu binden. Es ist erstaunlich, wie langsam und mit wie vielen störenden Umwegen über die vielen, die geschaffenen, die allzu irdischen Götter hier die religiöse Erkenntnis erst das Bild erreicht, das allein imstande ist, dem Geistestrieb zu einem letzten und endgültigen Schicksalsgrund die bindende Deutung zu geben. Und doch ist in jedem Heben der Hände zu dem, der das große Glück gegeben hat oder aus der großen Not allein retten kann, immer schon das alles Geschick Bestimmende, Letzte gemeint, das nur ein über alle Dinge Herrschendes, Allmächtiges sein kann. Die Annahme eines ursprünglichen Monotheismus in dem Sinn, daß es für den einzelnen Frommen nur eine bindende Macht gab, hat viel für sich. Erst durch die Benennung und Deutung der Macht, den Vergleich der verschiedenen Deutungen, den Wetteifer ihrer priesterlichen Verkünder und das der ursprünglichen religiösen Erfahrung oft stark entgegenwirkende Fabulieren der mythenbildenden Phantasie wäre dann der Glaube an die vielen, unvollkommenen und keineswegs letzten und endgültigen Mächte entstanden. Ist der Gedanke eines allmächtigen letzten Grundes unserer Geschicke erst einmal gefunden, so mag wohl noch der grübelnde Verstand ihn angreifen oder verwerfen, das rein religiöse Urteil kann an seiner Wahrheit nicht zweifeln, weil nur durch ihn die triebhafte Gebundenheit des Schicksalerlebens sich vollendet. In dem Lichte der hier gewonnenen Erkenntnis erleben wir sehend das völlige Verhaftetsein unseres Geschickes in dem Alles-Bestimmenden, werden durch sie von ihm stärker gebunden, finden Offenbarung.

5. Geistiger Wertglaube

Das schicksalhaft weniger beteiligte Werterleben des Menschen hat darum nicht geringere Beziehung zum Letzten. Das Erhabene und Mächtige, Schöne und Liebliche in Natur und Menschenleben, die Güte der Seele, die Kraft des Erkennens geben uns, ohne daß persönliches Begehren und Wünschen beteiligt sein müssen, den Eindruck eines Wertes, der über die Endlichkeit hinaus auf endgültige, letzte Wirklichkeit weist. Meist wird diese Wertergriffenheit bedeutend vertieft und gesteigert durch das Wissen um die Endlichkeit und Vergänglichkeit der irdischen Erscheinung des Wertvollen. Das erhabene Meer, die prächtige Sternenwelt, das große Kunstwerk, die tiefdringende Erkenntnis des Forschers erfüllen uns mit einem Gefühl ihrer Bedeutung, das zu dem Bewußtsein ihrer Wandelbarkeit und Zerstörbarkeit in einem unerträglichen Widerspruch steht und entweder zu einem wehmütigen Zweifel an allem Wert oder zu dem freudigen Glauben an die Verbundenheit des Wertvollen mit letzter Wirklichkeit führt. Das gilt vor allem von dem höchsten Wert menschlichen Erlebens, der geistigen Persönlichkeit. Der schneidende Widerspruch zwischen der Erfahrung menschlicher Schwäche, Kleinheit und Todverfallenheit und der menschlicher Geisteskraft und Charaktergröße wird immer wieder zu der Erkenntnis treiben, daß das Wertvolle, das sich uns in diesem zerbrechlichen Gefäß darbietet, in einer letzten Tiefe wurzelt, die mit schöpferischer Macht in ihm wirkt.

Das ideale Werterleben dieser Art ist eine der Haupteingangspforten zu dem Heiligtum des geistigen Gottesglaubens. Weil das Letzte uns durch unser Erleben des Wert-

vollen gewaltig anzieht, müssen wir es denken als unendlichen Wertgrund, Ursprung und ewige Heimat aller Werte. Die Gotteserkenntnis des Schicksalsglaubens wird durch dieses weniger selbstisch-schicksalhafte Werterleben vertieft und gewandelt. Die schicksalbeherrschenden Mächte werden je nach den Geschicken, die über die Menschen kommen, als gut oder böse gedacht oder auch wechselnd gut und böse. Solange das höhere Werterleben nicht rege ist, die natürlichen, sinnlichen Güter das Sinnen und Trachten beherrschen, sind auch die Götter vorwiegend Spender sinnlicher Güter und selbst, als Quell dieser Güter, sinnlichen Wesens. Allmählich aber erweisen sich Uebel, Not und aller Unwert als wesenhaft zugehörig zu der Begrenztheit, Endlichkeit und Unvollkommenheit alles Irdischen und können nicht mehr unmittelbar auf das Letzte zurückgeführt werden. Auch die natürlichen Güter des sinnlichen Lebens werden in ihrer Endlichkeit und relativen Beherrschbarkeit erkannt, und die naturhaften Züge im Bilde der Gottheit treten zurück. Die geistigen Werte zeigen immer stärker ihre der irdischen Unvollkommenheit widerstreitende Würde, ihre Verbundenheit mit dem letzten Wirklichen. So bleibt die bindende Macht zwar Schicksalsgrund, letzter, durch die Mittel der Endlichkeit wirkender Herr alles guten und bösen Erlebens, aber sie erscheint nicht mehr als blinde, launische, auch das Böse in sich bergende Macht und nicht mehr als die unmittelbare naturhafte Quelle sinnlicher Güter, sondern als Ausgang und Eingang unserer höchsten Werte, das Letzte, aus dem sie stammen und in dem sie geborgen sind, und daher selbst geistig-werthaften Wesens. Der bloß allmächtige Gott offenbart sich als der alliebende, allgütige Spender und letzte Empfänger des Wertvollen, eine Welt von Werten ausschüttend für werterlebende Wesen und alles, was aus ihrer Freiheit an Wert erwächst, in göttlicher Seligkeit empfangend und bewahrend. Die Vorstellung des alliebenden Geistes, der mit seinen Kindern in schenkender und empfangender Liebe verbunden ist, vermag den werterlebenden Menschen vollauf an das Letzte zu schließen und erweist sich ihm dadurch als wahrhaft bindende Deutung, Offenbarung.

(Schluß folgt)

Berlin Marie Horstmeier

Die Deutsche Evangelische Kirche in ökumenischer Sicht

Charles S. Macfarland, The new church and the new Germany. A study of church and state. New York 1934 [1])

1

Unsere kirchlichen Vorgänge im Spiegelbild des Auslandes: das Thema läßt uns aufhorchen. Und der, der es zum ersten Male in einer ausführlichen Monographie behandelt hat, bringt zur Bewältigung der schwierigen Aufgabe so gute Voraussetzungen mit wie kaum ein Anderer. Charles S. Macfarland ist als langjähriger Präsident des Amerikanischen Kirchenbundes (Federal Council of the Churches of Christ in America) zu einer führenden Persönlichkeit im Weltprotestantismus geworden und hat hervorragenden Anteil an der ökumenischen Bewegung genommen. Ihm gebührt — etwa so wie W. A. Brown in der Theologie — der erste Platz in der Kirchendiplomatie des amerikanischen Protestantismus in den letzten 30 Jahren. Das heißt in den drei Zeitabschnitten vor dem Weltkrieg, während desselben und in der Nachkriegszeit. Die mittlere Periode ist die schmerzlichste gewesen. Waren es doch die Jahre größter Zerrissenheit für den Protestantismus, doppelt schmerzlich für uns Deutsche, weil die in den Feindbundländern weiter betriebene ökumenische Arbeit damals unter dem Zeichen größter Deutschfremdheit stand. In den Nachkriegsjahren ist dann langsam, aber stetig die Kluft zwischen den Anderen und uns geschlossen oder doch wenigstens überbrückt worden. Macfarland hat sich in allen Phasen dieser wechselreichen Geschichte als Führerpersönlichkeit geltend gemacht. Sein Wort wird auch jetzt wieder weithin gehört werden und wesentlich mit dazu beitragen, wie die vierte Periode in den Beziehungen zwischen uns deutschen Evangelischen und dem organisierten Weltprotestantismus aussehen soll. Es ist deshalb dringend nötig, daß wir uns mit seinem Buch auseinandersetzen, und zwar mit Entschiedenheit. Denn es geht um unser moralisches Ansehen vor der Weltöffentlichkeit und infolgedessen um die Möglichkeiten weiterer ökumenischer Arbeit.

Wir können ein rückhaltloses Urteil über das Buch nur dann in unmißverständlicher Weise abgeben, wenn wir streng unterscheiden zwischen dem Verfasser und seinem Werk.

Der Mann selbst verdient unsere Achtung und unsern Dank. Er hat sich um das Verständnis unsrer kirchlichen Vorgänge große Mühe gemacht, und eine Mühe, die ehrlich gemeint ist. Nachdem er schon siebzehnmal in Deutschland gewesen, läßt er sich im Herbst vorigen Jahres bewegen, seine achtzehnte Reise zu uns zu machen, um, gefördert durch kirchliche und staatliche Behörden, die kirchliche Lage nach jeder Seite hin zu studieren. Im Vorwort des Buches mag man nachlesen, wen alles er gesprochen hat. Es ist ihm keine Tür verschlossen geblieben, durch die er gehen wollte. Mit der ihm eigenen — vielleicht überhaupt amerikanischen — Art direkt zupackender Fragestellung hat er eine Fülle von Interviews sammeln können, deren politisch bedeutendstes die Audienz bei dem Führer gewesen ist. Menschlich kam so ein Kontakt zustande, der als vorbildlich gelten kann. Da Macfarland auf jeden Fall willentlich ein unparteiischer Beobachter war (vgl. S. 136), hat er Vertrauen geweckt und freimütige Antworten auf seine Fragen bekommen. So tritt in dem Buch indirekt auch die persönliche Art seiner Gesprächspartner zutage, und das ist in solchem Falle nicht wenig. Ungewollt wird Macfarland zum Zeugen für Intimeres als das, was bloß mit dürren Worten dasteht. Ich finde dreierlei bestätigt, was gewiß nicht neu ist, aber was von dieser Seite bestätigt zu sehen doch erfreulich ist: 1. religiösen Ernst in allen Lagern (vgl. S. 177); 2. die eindrucksvolle Persönlichkeit des Kanzlers (S. 52, 54, 62 u. a.); 3. die politische Lauterkeit der sogenannten kirchlichen Opposition (S. 14, 54, 145 u. a.).

So durchzieht eine Atmosphäre der Menschlichkeit das ganze Buch; sie beweist, daß die nachdrücklichen Versicherungen von Deutschfreundlichkeit zu Anfang und am Schluß des Buches keineswegs bloße Höflichkeitswendungen, sondern Ausdruck der Gesinnung des Verfassers sind.

2

Wie steht es nun aber um den Gegenstand, den das Buch behandelt, das Thema: „Die neue Kirche und das neue Deutschland"?

Hier machen sich leider von der ersten Seite an Schwierigkeiten geltend, die im Laufe der Darstellung nicht etwa zurücktreten, sondern immer empfindlicher werden — wenigstens für den deutschen Leser. Da ist zunächst und ganz natürlich die Sprachschwierigkeit. Man braucht sie nicht tragisch zu nehmen, solange es nur zu so belustigenden Mißverständnissen kommt, wie bei der Uebersetzung des Namens „Tannenberg-Bund" mit Fir Tree Mountain League (S. 150), wobei offensichtlich der Zusammenhang mit dem Ortsnamen der Schlacht bei Tannenberg übersehen worden ist. Das sind harmlose Versehen, die Jedem unterlaufen, der in eine sprachlich fremde Welt einzudringen versucht. Viel schlimmer steht es um die formal „richtigen" Uebersetzungen: also, um gleich das Wesentliche zu nennen, um Ausdrücke wie church, state, freedom, free church (Kirche, Staat, Freiheit, freie Kirche). Ist Wort-Entsprechung ohne weiteres auch Begriffs-Gleichheit? Am bedenklichsten stimmt hier das folgende Beispiel: die Wiedergabe eines Gesprächs (S. 49), wobei Macfarland die Worte international und supernational als gleichwertig gebraucht, nachdem vorher am deutschen Fremdwort „international" einer unsrer Staatsbeamten klargemacht hat, daß unser Staat in einem anderen

[1]) Vgl. die kurze Anzeige CW, Sp. 471 f., durch Adolf Keller. Bei der starken Verbreitung, die das Buch in Amerika gefunden hat und angesichts der Persönlichkeit des Verfassers erscheint es geboten, eine ausführlichere Erwiderung von deutscher Seite zu bringen.

Verhältnis zu Rom als zur evangelischen Kirche stehen muß. Diese Unterscheidung verwischt Macfarland bewußt, indem er eine für Katholiken wie für Protestanten gleichartige „Uebernationalität" behauptet, woraus sich natürlich für beide Konfessionen die gleichen praktischen Folgerungen ergeben müssen.

Welches „Sprechen" hat da recht? Dem Zugeständnis des Gesprächspartners an Macfarland, „es könnte wohl so sein", kommt doch nur Höflichkeitswert zu. Die Frage selbst bleibt ganz offen. Sie wird in ihrer Grundsätzlichkeit überhaupt nicht gesehen, geschweige denn erörtert.

Dazu kommt eine weitere Schwierigkeit, die des Verfahrens. Jedes Verfahren hat seine Nachteile. Gewiß. Aber das amerikanische Interview-Verfahren ist in besonderem Maße ungeschützt gegen Fehler des Zufalls, der Uebertreibung, vor allem des Mißverständnisses. Das Ganze setzt sich als ein Mosaik aus tausend einzelnen Zufallsgebilden zusammen. Auswahl der Steine, Komposition usw., alles an solcher Arbeit ist viel subjektiver, als es beim ersten flüchtigen Anblick den Anschein hat. Man vergleiche z. B. den amtlichen Text über die Audienz beim Kanzler (S. 53/54 und 145 f.) mit der privaten Wiedergabe (S. 52/53; 55; und sonst). Macfarland kommt mit einem festen Fragenschema über das „Verhältnis zwischen Kirche und Staat", in dem bereits stillschweigend ein Normbegriff von richtiger „Freiheit" liegt. Was ihm erwidert wird, sucht dann der Verfasser mit diesem „Vor-Urteil" zusammenzureimen. Das geschieht selbstverständlich ganz unbewußt, in der ehrlichsten Absicht. Aber das Aufnahmeorgan selbst bedingt ja von vornherein eine Befangenheit. So erklärt sich zwanglos die Abweichung in dem erwähnten Beispiel. Aber muß diese Ueberlegung nicht auf alle wichtigeren Zitate des Buches ausgedehnt werden?!

Schließlich die größte Schwierigkeit, die des gegenseitigen Verstehens: sie liegt im Unterschied der geschichtlichen Hintergründe zwischen dem Verfasser und seinem Gegenstand. Macfarland macht wiederholt Anläufe dazu, dies seine Leser fühlen zu lassen. Aber er bleibt bei Feststellungen der Befremdlichkeit stehen, so ungefähr wie ein Weltreisender unterwegs allerlei Wunderlichkeiten feststellt. Das Buch drängt meines Erachtens den Leser von Anfang an in eine falsche Sicht durch den Einsatz bei dem Thema: „The political background" (der politische Hintergrund), anstatt beim Thema: „Der geschichtliche Hintergrund", besonders der deutsche kirchliche, einzusetzen! Daß eine Revolution ausbricht und daß die siegreiche dann auch Forderungen an die Kirchenverwaltung stellt, das ist ja schließlich nicht schwer zu begreifen. Aber was diese deutsche Revolution Besonderes ist, warum sie auch die Kirchen anrührt und sie so anrührt, wie es geschieht, das müßte sichtbar gemacht werden. Und gerade das ist nicht möglich ohne eine geschichtliche Klärung des Sehfeldes, wobei entscheidende Begriffe (nicht Wörter bloß) wie Volk, Staat, Volkskirche und geschichtsbildende Mächte wie die deutsche Einheitsentwicklung, das Luthertum u. a. hätten deutlich werden müssen, und zwar gerade in ihrem dem Amerikaner fremden Sinn. Hier stoßen wir auf eine Grenze nicht erst des Darstellungs-, sondern bereits des Auffassungsvermögens beim amerikanischen Berichterstatter.

Um zu einer sinnvollen Aussprache zu kommen, mußte im Gespräch mit Macfarland selbst, wie sich anläßlich seines Marburger Besuches erwiesen hat, zu allererst einmal der historische Gang der äußeren Ereignisse klargestellt werden. Noch heute scheint mir der damals gemachte Vorschlag methodisch richtiger zu sein als der Weg, den Macfarland in seinem Buch geht. An einer synchronistischen Tabelle von Daten habe ich ihm die Ereignisse bis zur Sitzung in Loccum zu veranschaulichen gesucht. M. E. sollte von solch chronologischer Berichterstattung streng geschieden werden das Urteil über die Geschehnisse, das ja nicht aus den Ereignissen selbst, sondern nur von einem grundsätzlichen Standort aus zu gewinnen ist. Statt dessen erzählt Macfarland eine dramatische Geschichte in vier Akten: 1. Der Deutsche Evangelische Kirchenbund müht sich um eine neue Kirchenverfassung. 2. Die „Deutschen Christen" stürmen heran mit der Forderung der „Gleichschaltung" und siegen über die Gruppe „Evangelium und Kirche". 3. „Die ‚Gegen-Revolution' (so!), geführt von der ‚Jungreformatorischen Bewegung', und der Zerfall des Kirchenregiments." 4. Versöhnungsversuche. So weit ist das Drama gediehen zur Zeit, da Macfarlands Buch erscheint (vgl. S. 7/8). Es fehlt nur noch der 5. Akt, der ja nun entweder das happy end (die Eine Kirche) oder die Katastrophe bringen muß. Dann wird man ja endlich wissen, was es gewesen ist: im einen Fall ein Schauspiel — spannend für die Zuschauer; im anderen ein Trauerspiel — bitter für die Beteiligten. Warum erschien das Buch angesichts der Unfertigkeit der Ereignisse, bevor der 5. Akt gespielt ist? Sollte es den Zuschauern Hilfe bieten, so mußte es von Tieferem reden als von dem Wellenspiel an der Oberfläche eines revolutionär aufgewühlten Volkes, dem es um seine Existenz geht. Sollte aber das Buch gar den Spielern selbst einen Dienst leisten, so war anderes nötig als eine willkürlich systematisierende Reportage von Kampfabschnitten. Es mußte das Ringen aus seinen eigenen Untergründen heraus verstanden und nicht in ein zwangsläufig verzerrendes fremdes Bildraster gepreßt werden. Oder ist das zu hart geurteilt? Wir kommen damit zum Kern des Buches, zum beherrschenden Thema.

3

Das Buch ist ja nicht etwa einfache Berichterstattung über Gehörtes und Erlebtes; es will bewußt mehr bieten: eine Studie zum Problem „Kirche und Staat" (vgl. den Untertitel). Dieses grundsätzliche Thema nun steht sofort unter einem bestimmten Vorzeichen: „Es wird keine übertriebene Sucht zu Vergleichen sein, wenn man sagt, daß es zu den Anliegen der ersten Reformation" [des 16. Jahrhunderts] „gehörte, den Staat von der Herrschaft" (autocracy) „der Kirche zu befreien, während in der gegenwärtigen zweiten Reformation die neuen ‚Protestanten' die Freiheit der Kirche von der Herrschaft" (supremacy) „des Staates zu erhalten suchen" (S. 8). Die beide Perioden überwölbende, gewissermaßen zeitlose Wahrheitsnorm ist also offenbar nichts anderes als die (amerikanisch verstandene) „Trennung von Kirche und Staat". Um sie sollen sich einst die Reformatoren bemüht haben wider die Kirche (Rom), um sie bemühen sich — nach Macfarland — die modernen Protestanten in Front wider autokratische Staaten (vgl. die vielsagende Liste S. 5). Am Beispiel Deutschlands wird demgemäß folgendes dargetan: wie eine politische Revolution die Kirche in ihrer Freiheit berührt (Kap. II), wie in der Folge eine vorrevolutionäre, zersplitterte kirchliche Verfassung (Kap. III und IV) abgelöst wird von der neuen Verfassung einer Einheitskirche (Kap. VI). Exkurse über die ökumenischen Beziehungen der früheren deutschen Kirche (Kap. V) und über die Freikirchen (VII) ergänzen das Bild. Dann folgen die für Macfarlands grundsätzliches Interesse wichtigsten Kapitel: VIII: „Die Judenfrage und die arische Gesetzgebung", IX: „Das römisch-katholische Konkordat und die römisch-katholische Politik", X: „Die Probleme, um die es geht."

Dabei zeigt es sich, daß der Verfasser in erster Linie Kirchenpolitiker ist. Die Fragen (Kap. X), an die er sich hält, heißen: 1. Kirche und nationalsozialistische Partei; 2. Kirche und Staatserziehung; 3. Kirche und ökumenische Körperschaften. Unter diesen Gesichtspunkten steht das längste und wohl auch fesselndste Kapitel des Buches: XI: „Die streitenden Parteien: die Deutschen Christen; die Jungreformatorische Bewegung; Karl Barth und seine Anhänger." Flüchtige Ueberblicke über die nichtchristlichen Strömungen (XII) und die „Jugendbewegung" (XIII) vervollständigen das Bild, bevor in Kap. XIV „Einige Betrachtungen und Schlußfolgerungen" das Fazit des Ganzen ziehen.[2])

Dieses Schlußkapitel enthält 5 Ueberlegungen, darunter die Themata (2): „Verhältnis zum Staat" und (5): „Die Her-

[2]) Ein Anhang bringt dankenswerterweise in englischer Uebersetzung folgende Originaltexte: 1. Die Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche, 2. Das Marburger Gutachten über den Arierparagraphen, 3. Das Erlanger Gutachten, 4. Das Konkordat zwischen Deutschland und dem Vatikan.

stellung ökumenischer Beziehungen". Ein merkwürdiger Schluß! Hatte der Untertitel des Buches in Aussicht gestellt, zum Thema „Kirche und Staat" etwas beizusteuern, so begnügt sich der Verfasser schließlich damit, festzustellen, daß weder die Deutschen Christen noch die Jungreformatorischen „klare Grundsätze oder ein Programm" zu dem Thema haben. Ueber seine eigene Auffassung schweigt er sich aus. Dafür verweilt er um so länger bei dem letzten Thema, dem Oekumenischen. Und hier ist nun die Stelle, die den deutschen Leser befremden, ja peinlich berühren muß. Es wird eine Art von strategischer Berechnung darüber angestellt, welche „action" seitens der ökumenischen Körperschaften mit Bezug auf die dargestellten Ereignisse die gewiesene, weil wirksamste („to make criticism effective", 175) wäre. Man bekommt den Eindruck, als handle es sich um einen „Fall Deutschland", der vor dem Forum christlicher Richter zur Verhandlung stünde. Die Ueberlegung schließt zwar mit einem für uns positiven Ergebnis. Macfarland gibt H. S. Leiper recht: es solle die Gemeinschaft mit der Neuen Kirche im Neuen Deutschland festgehalten werden. Und er selbst fügt diesem Ergebnis nüchterner diplomatischer Berechnung noch warme Worte der Anerkennung und Hoffnung für die geistlichen Kräfte in Deutschland an. Aber von was für einer selbstsicheren Position aus! In Deutschland haben nicht einmal die ersten Geister die Frage bis zu Ende durchgedacht (4)! Deutsche Christen und Jungreformatorische Bewegung ermangeln gleicherweise der Gedankenklarheit über die richtige „cooperation" zwischen Kirche und Staat (166/167), — aber haben denn die evangelischen Kirchen in Amerika diese Frage gelöst? Sehen sie überhaupt das grundsätzliche Problem in der Frage? Fast scheint es nicht so. Denn Macfarland gesteht zwar zu, daß eine Zeit kommen kann, da „auch die Kirchen anderer Länder, sogar (!) in den Vereinigten Staaten", vor eine ähnliche Lage wie jetzt die deutsche Christenheit gestellt werden (S. 5), aber das ist nur ins Auge gefaßt als mögliches politisches Ereignis, nicht etwa als grundsätzliche Infragestellung des amerikanischen kirchlichen Prinzips. Dieses Prinzips ist sich Macfarland ganz sicher, und er handhabt es gegen andere mit der Selbstgewißheit absoluten Wahrheitsbesitzes.

Es ist unvermeidlich, daß bei diesem Verfahren schließlich Fragen herauskommen wie diese: Ist es für eine christliche Kirche richtiger, „auf die Stimme Hitlers zu hören oder einzig auf die Stimme Gottes? Ist die Kirche da für die Ehre Gottes und den Dienst an den Menschen oder bloß für die Ehre des Dritten Reiches?" (S. 178). Für solch mageren Ertrag eines groß angelegten Unternehmens gibt es nur eine Erklärung: Macfarland starrt wie gebannt auf die Angstvision einer deutschen Ineinssetzung von Kirche und Staat. Während er zu Beginn des Buches (S. 4 und 6) noch mit der zu „Extravaganzen" neigenden Konsequenzwut unseres Denkens rechnet und an Richard Rothes Aufhebung der Kirche im Staat erinnert, also den besten Anlauf nimmt, um gewisse heute mit unterlaufende Uebertreibungen zu entschuldigen, hat er am Ende seiner Arbeit nur das einzige Thema im Auge: wie kann die Unabhängigkeit kirchlicher Verwaltung von der Staatsregierung gerettet werden? Als hinge ganz allein davon ab, ob eine Kirche „christlich" und „frei" sei oder nicht! Ohne Frage hat uns deutsche Protestanten die enge Verbindung von Staatsgewalt und Kirchenregiment in besondere Schwierigkeiten geführt. Kein Besonnener verkennt das. Aber stehen dem nicht stärkste Aktivposten gegenüber, die aus derselben 400jährigen Verbindung erwachsen sind? Und lassen sich nicht mit Leichtigkeit auch an ganz anderen kirchlichen Organisationsformen — einschließlich des amerikanischen Freikirchentums — neben unleugbaren Vorzügen tiefgreifende Schäden nachweisen (z. B. Abhängigkeit mancher Gemeinden und ihrer Geistlichen von reichen Geldgebern; Niederhaltung freier theologischer Arbeit durch Laienorthodoxie u. dgl.), Schäden, die uns bisher erspart geblieben sind? Wer möchte auf diesem Felde Rechnung und Gegenrechnung auftun?!

Wir wehren uns dagegen, daß die ökumenische Bewegung zu einem Forum für moralische Zurechtweisung ungenehmer Kirchenkörper werde. Zumal, wenn unter ungenehm verstanden werden sollte dasjenige, was sich nicht einem zufällig vorherrschenden (amerikanischen oder sonstigen) Kirchenbegriff einfügen läßt. Das wäre das Ende des Oekumenischen überhaupt! Um des ökumenischen Gedankens willen, für den wir uns in brüderlicher Verbundenheit mit Macfarland genau so wie er verantwortlich wissen, muß mit äußerster Klarheit gesagt werden, daß wir eine übernationale (oder internationale) Kirchendiplomatie, die in Parallele zu Rom steht, durchaus ablehnen. Und statt dessen das Wesentliche am Oekumenischen und seine einzige Zukunftsmöglichkeit, weil Segensverheißung, gerade da sehen, wo Macfarland absichtlich vorübergeht (S. 4), im brüderlich gemeinsamen Ringen um klarere Erfassung der wesentlichen Anliegen einer evangelischen Christenheit. Nicht Diplomatie, sondern Theologie ist es, was wir brauchen. Das muß allen, gerade auch in christlichen Kirchen verbreiteten Lieblingsneigungen der Gegenwart zum Trotz in den Vordergrund gestellt werden. Life und work und auch order (Leben und Dienst und Kirchenverfassung), die bekannten Losungsworte der großen ökumenischen Organisationen, werden sich noch einmal verhängnisvoll auswirken, wenn nicht die klare Besinnung, das heißt insbesondere auch begrifflich klare Rückbeziehung auf den Wurzelgrund des Glaubens alles andere beherrscht. Mit anderen Worten: das Losungswort faith (Glaube) gehört nicht neben, sondern über alle anderen gestellt. Das verpflichtet Jeden, der ökumenisch arbeiten will, dazu, alle Ueberlegungen an der nämlichen fundamentalen Stelle einzusetzen und über nichts, wäre es auch noch so „äußerlich", also auch nicht über Kirchenverfassung, zu urteilen, es sei denn allein vom Glaubensverständnis her. Oekumenische Darlegungen, die nicht in diesem Sinne durchaus „theologisch" sind, schaden der ökumenischen Sache mehr, als sie ihr nützen — ganz unabhängig von der noch so guten Absicht der Verfasser. Theologische Klarheit tut uns not, zu allererst und immerfort. Was heißt das für unser Thema?

4

Klarzustellen ist zunächst das Problem, um das es geht, sodann seine Lösung, oder falls es eine solche noch nicht gibt, wenigstens der Weg, auf dem man hoffen darf, sie zu gewinnen. Unser erstes Thema heißt also: wie lautet die Kernfrage im gegenwärtigen deutschen Kirchenkonflikt? Das zweite: welche Antwort muß evangelische Theologie grundsätzlich darauf geben, und welche Wege empfiehlt der Weltprotestantismus der Gegenwart, um sie zu finden?

Wir beginnen mit dem grundsätzlichen Hintergrund des kirchenpolitischen Konfliktes in Deutschland. Macfarland sieht ihn in der uralten Spannung zwischen Kirchenverwaltung und Staatsregiment. Ohne die petitio principii zu merken, deren er sich bedient, setzt er die amerikanische Verfassung (prinzipiell Trennung zwischen Staat und Kirche, praktisch freundschaftliche cooperation) als normal an, als wäre auch nur eine der beiden Größen Kirche oder Staat in Amerika das gleiche wie bei uns, gar nicht zu reden von ihrem gegenseitigen Verhältnis! So scheinen ihm denn die Europäer immer wieder ins Extrem zu geraten und dadurch von dem Weg eines schiedlich-friedlichen Nebeneinanders abzuirren. Sind wir in früheren Jahrhunderten der Gefahr erlegen, Staat und Kirche auf Kosten des Staates miteinander zu vermischen, so droht uns jetzt die Vermischung im umgekehrten Sinn, als Alleinherrschaft des Staates über die Kirche. Das ist Macfarlands Auffassung von unsrer Lage. Er kennt deshalb im Grunde nur zwei Parteien, von denen die eine den Staat zum Herrn über die Kirche machen will, wogegen die andere die Freiheit der Kirche vom Staat verteidigt. Daß die zweite Partei Macfarlands Sympathie hat, versteht sich von selbst. Ja, man versteht jetzt auch, warum er an einer Stelle dieser Sympathie eine Grenze setzt: dort, wo die zweite Partei in ihrem Kampf für die freie Kirche so weit zu gehen scheint, daß sie Kirche und Staat auseinanderzureißen droht. Denn das müßte schließlich zum falschen Extrem

nach der andern Seite, zum Ende jeglicher cooperation zwischen Staat und Kirche, führen. Also muß auch die zweite Partei zur Mäßigung ermahnt werden. Macfarlands Vorwurf gegen die „Deutschen Christen" läßt sich zusammenfassen in die Anklage, sie vermischten Staat und Kirche auf Kosten der Kirche; seine Mahnung an die — in der Hauptsache von ihm bejahte — sogenannte kirchliche Opposition lautet kurz gesagt: übertreibt nicht in entgegengesetzter Richtung, reißt nicht Kirche und Staat ganz auseinander!

Daher schließlich erklärt sich auch, daß alles Uebrige, das sich nicht in das skizzierte Schema einfügt, chaotisch, extravagant oder dgl. heißen muß. Daß es mindestens noch eine dritte Gruppe, eine zahlenmäßig überragende, aber auch qualitativ unter Laien wie Theologen eindrucksvoll genug vertretene, wenn auch weniger sensationelle volkskirchliche Richtung in unsrer deutschen evangelischen Kirche gibt, eine Richtung, die in der Stille noch alles zusammenhält und einstweilen das Auseinanderbrechen verhindert hat, darüber erfährt der Leser aus Macfarlands Buch kein Wort. Man darf es auch nicht erwarten. Denn diese dritte, tragende Schicht lebt bewußt und unbewußt aus der Gewißheit heraus, daß der Konflikt Kirche—Staat nur ein sekundäres Anliegen ist. Das primäre Anliegen, damit die eigentliche Not und auch die eigentliche Aufgabe für das evangelische Kirchentum der Gegenwart, liegt an anderer Stelle, ist tiefer und schwieriger. Theologisch läßt es sich fassen als Frage nach dem Verhältnis zwischen Bekenntnis und Verfassung der Kirche, genauer: Darf der evangelische Glaube gegen die äußere Verfassung der Kirche gleichgültig sein oder muß die Verfassung vom Glauben her sich Normen setzen lassen?

Wir brauchen nicht so weit zu gehen, daß wir außer den Normen sogar bestimmte Formen aus dem Glauben herzuleiten suchen. Bekanntlich beziehen sich auf diese weitere Frage wichtige konfessionelle Unterschiede zwischen Rom und dem Protestantismus, aber auch zwischen Reformierten und Lutheranern. Begnügen wir uns, um beim Einfachsten und Grundsätzlichen zu bleiben, mit dem zuerst formulierten Problem. Es taucht unvermeidlich immer da auf, wo kirchliche Verfassungen geändert und womöglich neu geschaffen werden sollen. An welcher Stelle muß die Ueberlegung einsetzen? Wo sollen evangelische Christen die Richtschnur hernehmen, um bei Umbau und Ausbau einer Kirchenverfassung nicht irre zu gehen? Darum handelt es sich bei grundsätzlicher Selbstbesinnung auch unter uns gegenwärtig. Leicht lassen sich die zwei äußersten Fälle ins Auge fassen, zwischen denen alle etwa möglichen Antworten auf unsere Frage einzureihen wären. Man kann einerseits im äußersten Falle alle Verfassungsfragen für grundsätzlich gleichgültig erklären, im entgegengesetzten Falle Glaube und Verfassung für untrennbar halten. Wer die Wahrheit irgendwo in der Mitte vermutet, wird folgerichtig das erste Beispiel als falsche Zerreißung, das zweite Beispiel als falsche Vermischung beurteilen.

Von da aus läßt sich leicht zeigen, daß die Gefahr bei den Deutschen Christen die falsche Trennung zwischen Glaube und Verfassung ist, die Gefahr bei der sogenannten Bekenntnisfront die entgegengesetzte, nämlich die falsche Vermischung. Mit anderen Worten, nicht auf die Richtung, in der Macfarland die Schäden sucht, sondern gewissermaßen auf eine quer dazu laufende Blickrichtung muß man sich einstellen, um die Schwierigkeit richtig zu sehen. Es liegt nämlich das „Anfechtbare bei den Deutschen Christen nicht in der engen Verbindung von Staat und Kirche, sondern vielmehr in der Art und Weise, wie diese Verbindung aufgefaßt und angewandt wird. Sie wird ja (unter der Etikette eines spezifisch deutschen Luthertums) meistens so ausgelegt, als ergäbe sie sich aus dem immer gültigen Grundsatz, Verfassungsformen seien gemessen am Bekenntnis gleichgültig. Man verlangt also die Gleichschaltung mit dem Staat nicht unter dem Gesichtspunkt etwaiger Bekenntnisgemäßheit, sondern im Gegensatz dazu gerade deshalb, weil Verfassungsformen sich ganz anders zu orientieren hätten, z. B. an zeitgemäßen Aufgaben, an pädagogischer Zweckmäßigkeit und dergleichen mehr. Entsprechend muß auch die sogenannte kirchliche Opposition anders aufgefaßt werden, als es bei Macfarland geschieht. Wiederum ist nicht wesentlich, daß dieselbe etwa im Gegensatz gegen die geforderte Gleichschaltung Kirche und Staat stärker in Abstand voneinander setzt, sondern entscheidend ist auch hier wieder, wie das geschieht d. h. von welchem Grund her und in welchem Sinn. Fragt man so, dann stellt sich sofort heraus, daß als kennzeichnend für die kirchliche Opposition nicht etwa die Trennung zwischen Kirche und Staat, sondern vielmehr die Forderung nach Bekenntnisgemäßheit der Verfassung anzusprechen ist. Man wehrt sich hier gegen die Vergleichgültigung von Verfassungsformen, wie wenn diese mit dem Bekenntnis nichts zu schaffen hätten, und verficht die Gültigkeit der im Bekenntnis mittelbar liegenden Gestaltungsnormen auch für die kirchlichen Verfassungen. Will man also die kirchliche Opposition kritisch ins Herz treffen, so darf man nicht auf das Thema „Kirche und Staat" zielen, sondern muß ihr nachweisen, daß sie „Bekenntnis und Verfassung" falsch vermischt.

(Schluß folgt)

Marburg Heinrich Frick

Luther als Künstler und Prophet

Martin Luther der Künstler. Von Hans Preuß. Gütersloh. Bertelsmann. 319 S. 10 M. — Martin Luther der Prophet. Von demselben. Ebenda. 267 S. 10 M.

Das dreigliedrige Werk von Preuß über Luther gab sich schon, als es noch nicht vollständig erschienen war,[1]) als ein neuer, auf gründlicher Quellenkenntnis aufgebauter, eigenwilliger Versuch zu erkennen, die Erscheinung des Reformators zu begreifen und darzustellen. Form und Inhalt seines Wesens, ganz allgemein gefaßt, werden als die bestimmenden Gesichtspunkte der Stoffeinteilung zugrundegelegt und daraus die Unterthemata für die beiden vorliegenden Bände gewonnen: „Martin Luther der Künstler" — „dies ist seine eigentliche Form"; „Martin Luther der Prophet" — „dies ist sein eigentlicher Inhalt". Bereits diese Themastellung, die nicht abstrakte Begriffe gebraucht oder auf bestimmte zu analysierende Formen hindeutet, sondern von markanten Wesensformen menschlicher Lebensgestaltung ausgeht, offenbart das Bemühen um ein organisches Verständnis des ganzen Luther, das, dem allerjüngsten Zuge der Lutherwissenschaft folgend, über die zeitweilig gewiß berechtigte, inzwischen jedoch übertriebene Konzentrierung alles Interesses auf den jungen Luther hinausstrebt.

Am schwierigsten war es wohl, Luther den Künstler in seinem Verhältnis zur bildenden Kunst zu erfassen; denn abgesehen von dem, was sich aus seiner Handschrift entnehmen läßt, bieten sich doch relativ wenig Anhaltspunkte dafür und alles das, was Preuß sonst noch über Luther als Zeichner, über seine Kenntnis und Beurteilung von Kunstwerken, über seine grundsätzliche Einstellung zu den Bildern, seine Gedanken über den Kirchenbau und selbst über sein Schönheitsempfinden zusammengetragen hat, bleibt peripherisch, es sei denn, daß man Luther bewußt an dem Entwicklungsprozeß jener Zeitenwende teilnehmen läßt, der den Primat im künstlerischen Gestaltungsvermögen von der bildenden Kunst auf die Musik übertrug. Daß man eine solche Annahme nicht von der Hand weisen kann, zeigen die Erörterungen über Luther und die Musik, weniger der Ueberblick über Luthers Kenntnis mittelalterlicher, zeitgenössischer und weltlicher Musik als das Kapitel über Luther als (reproduktiv) ausübenden Künstler und als Komponisten oder vor allem die Zusammenstellung seiner Urteile über die Musik. Preuß hat recht und erfaßt den springenden Punkt, wenn er von der Musik als einer Parallele zu Luthers Formal- und Materialprinzip spricht, denn sie war der richtige Ausdruck von Luthers religiösem Sinn und Sein. Nicht tiefer, nur klarer läßt Luther der Dichter das erkennen, sowohl in seiner „Dichtung" im engeren Sinne als in der Prosa, in deren Rhythmus, Klang und Stil das Buch vortreffliche Einblicke gewinnen läßt. — Eine allgemeine Betrachtung über Luther den „Künstler (das künstlerische Schaffen)" soll alles zusammenfassend das Wesen des künstlerischen Menschen Luther herausstellen. Zwar existieren längst Vorarbeiten und einzelne in der Literatur verstreute Bemerkungen über Luthers Stellung zu den Künsten, aber nicht nur die sorgfältige Sammlung des Materials und die weiterführende Behandlung mancher Fragen, sondern vor allem der Versuch einer grundsätzlichen Zusammenfassung dessen, was über Luther als Künstler in den Quellen gesagt ist,

[1]) Soeben ist als 3. Band erschienen: Luther der Deutsche. D H

bleibt verdienstvoll. Freilich ist das Ziel, die innere Struktur des Künstlers Luther in seiner einheitlichen Wesenheit aufzuzeigen, nicht ganz erreicht. Rein äußerlich wird das erkennbar an Abschnitten wie der großen Beispielsammlung für die Anschaulichkeit des lutherischen Stils oder der Aufzählung der Kunstwerke, die Luther gekannt hat; an sich gewiß nicht uninteressant, aber zur Sache nicht unmittelbar gehörig; denn, daß jene „Zusammenstellung der Bilder, die Luther erwähnt, mehr ist als eine bloße Stoffaddition", dadurch zu begründen, daß jeder „nur das im Gedächtnis behält, ... was in das einschlug, mit dem sich unsere Seele damals oder immer beschäftigte", mag schon daraus in seiner ganzen Bedingtheit offenbar werden, daß in jener Aufzählung dem Gekreuzigten doch nur eine sehr geringe Bedeutung zukommt. Tatsächlich scheinen mir jene Listen mit ein Symptom dafür, daß die konsequente Durchführung des Themas: „Der Künstler Luther" nicht überall gelungen ist. Das tritt noch stärker in der unzureichenden Abgrenzung des „Künstlerischen in Luther" von der „pädagogisch-utilitaristischen Auffassung der Kunst" bei Luther hervor. Preuß hat diesen Unterschied klar gesehen und zutreffend als dessen letzten Grund angegeben, daß für Luther immer „die Sache über der Form, die Wahrheit und die Liebe über der Schönheit" stand. Aber diese Erkenntnis ist in der Ausführung immer wieder über Gebühr zurückgestellt worden, so daß aus den mancherlei Zügen künstlerischer Begabung und künstlerischen Wesens der Künstler Luther nicht recht Gestalt zu werden vermag.

Der zweite Band will „nicht wiedergeben, was man etwa jetzt über Luther als Propheten auf Grund irgendwelcher allgemeiner außerlutherischer Ueberlegungen sagen könnte, sondern will einfach das darstellen, was Luther selbst und seine Zeitgenossen über ihn als Propheten gesagt haben, und einige innerlutherische Folgerungen daraus ziehen". Man möchte das Ganze einen nackten Tatsachenbericht nennen, der zunächst skizzenhaft nur, aber eindrucksvoll die gesteigerte prophetische Erwartung des ausgehenden Mittelalters zeichnet, sodann das immer weitere Kreise überkommende Bewußtsein der Erfüllung aus der Zuspitzung der Prophetie auf Luther unter mancherlei Namen erkennbar werden läßt und Luthers eigenes Urteil über Prophetentum anführt, um auf diesem Hintergrunde die gewaltige Erscheinung des Propheten Luther selbst emporsteigen zu lassen: die elementare Kraft seines religiösen Bewußtseins, von Gott berufen und gesandt zu sein, die Auswirkung solchen Wissens und Müssens im unwiderstehlichen Drange zur prophetischen Tat, die in ihrer Konzentration auf das Wesentliche und Notwendige Kampf bedeutet, Kampf in Angriff und Abwehr. In zwingender, aus der Sache selbst sich ergebender Folgerichtigkeit ersteht so vor uns das Bild des Propheten Luther und seines Werkes, ergibt sich eine gerade aufsteigende Linie, die hier leider durch das Kapitel „Der Prophet und seine Kirche" unterbrochen wird; denn was darin über „Luthers Konservativismus" und den „Lehrer und Erzieher" gesagt wird, gehört meines Erachtens nicht zum Bilde des Propheten, wird nicht in den rechten organischen Zusammenhang mit dem Werke des Propheten gebracht. Erst die Frage nach der „Kirche über Raum und Zeit" hinaus mündet wieder in das prophetische Denken ein, das in der Erörterung über „Luthers prophetische Geschichtsauffassung" mächtig ausklingt, auch wenn gerade zu diesem Thema noch mancherlei zu sagen gewesen wäre. Eine abschließende Untersuchung über „Luthers Geltung als Prophet" von seinem Tode bis zur Gegenwart ist in all ihrer Kürze doch eine erschütternde Bilanz der Verständnislosigkeit für die religiöse Urkraft des Reformators, für die erst unsere Zeit wieder ein Empfinden zu bekommen scheint, wie es ja auch gerade dieses Buch bezeugt.

Weit besser als im ersten Band ist hier die Konzentration auf das Wesentliche gelungen, so daß man gelegentlich sogar noch stoffliche Erweiterungen wünschen könnte. Nur muß man sich damit abfinden, daß der Inhalt der prophetischen Botschaft Luthers nicht dargestellt ist, wenn er auch „als basso continuo durch das Ganze kontrapunktisch" hindurchklingen soll. Sicher hätte ein stärkeres Eingehen darauf nicht nur in manchen Einzelfragen klärend gewirkt (z. B. in den Abschnitten über Luthers Prophetenbewußtsein, über den Propheten und seine Kirche, über Luthers prophetische Geschichtsauffassung), sondern auch das Ganze des Propheten Luther in seiner historischen Einzigartigkeit plastischer, voller, noch eindrücklicher gestaltet, wenn man nicht überhaupt fragen muß, ob eine solche Scheidung denn zulässig sei.

Grundsätzlich sei noch darauf hingewiesen, daß Preuß sich in seinen Untersuchungen methodisch zu einem Zweifrontenkrieg veranlaßt sieht: „gegen die Forschungsart des 19. Jahrhunderts, die in Luther nur den Theologen sah ... und gegen die neueste, die Luther nur zur Inkarnationssubstanz eigener Ideen macht"; zumal der letzteren gegenüber betont er nachdrücklich die stoffliche Grundlage seiner Arbeit, ohne sich der Gefahr der Ideenarmut bei großer Stoffülle aussetzen zu wollen. Die innere Berechtigung und Gültigkeit dieser doppelseitigen Kritik ist einleuchtend, ebenso wie man seinem methodischen Prinzip m. E. nur zustimmen kann. Fragen kann man aber, wie weit Preuß ihm selbst gefolgt ist und ob er nicht aus einer zu engen Bestimmung des Begriffes „historische Forschung" das ideen- und geistesgeschichtliche Moment bisweilen hinter dem stofflichen über Gebühr hat zurücktreten lassen. Mir scheint, daß eine andere Verteilung des Schwergewichtes, die darum doch nicht sofort von „theologischen oder gar philosophischen Modeinteressen" bestimmt zu sein braucht, seinen Untersuchungen nur zugute gekommen wäre, und zwar gerade im Hinblick auf das organische Verständnis des „totalen Luther", der doch mehr ist als ein bloß vereinheitlichter Luther. Doch auch in der vorliegenden Form ist das Werk eine verdienstliche, wertvolle Arbeit zur Einführung in das Wesen Martin Luthers.

Halle a. S. Walter Elliger

Deutsches Christentum heute

(Zweites Stück)

Jesus faßt Ziel und Weg zusammen in das Doppelgebot der Liebe — Liebe zu Gott und Liebe zu dem Nächsten. Mit der Erfüllung dieses Gebotes erringt der Mensch die Gottgefälligkeit der Seele und damit das Verhältnis zu Gott, das Grundlage für das Leben sein kann. Jesus ist mit der Verkündigung dieses Glaubens in der Tat als ein Licht in der Finsternis erschienen und ist zum Eckstein geworden für das religiöse Bewußtsein der ganzen Folgezeit innerhalb des westorientalisch-europäischen Kulturkreises.

Mit diesem Glauben, wie ihn die Apostel gestalteten, den des Herrn selbst umformend, dessen Kern aber erhaltend, überwanden sie die Welt; dieser Glaube überwand erst die Antike und dann die Germanen und blieb lebendiger Glaube bis in die Zeit der Aufklärung hinein und darüber hinaus. Von der zeitlichen Form, die man ihm meinte geben zu müssen, um ihn wirksam zu machen, befreit, in seiner ursprünglichen, uns heute wieder gemäßen Gestalt, gilt der wahrhaft evangelische Glaube auch heute wie für den schlichtesten so für den geistesgewaltigsten Menschen.

Was der Herr verkündet, ist Religion in reinster Form und darum als solche bisher kaum erkannt, weil man für Religion wesentlich hält die Einkleidung des eigentlichen Kerns des Glaubens in Formen und Formeln, die diesen Kern als etwas aus dem irdischen Leben Herausgehobenes kennzeichnen. Jesus stellt den Menschen unmittelbar Gott gegenüber, und zwar in dem Verhältnis des Kindes zum Vater: Gott lieben — dieses eine Gebot wandelt Jesus in seinen Gleichnissen immer wieder ab und zeigt, daß Gott lieben heißt Gott gegenüberstehen in Vertrauen, Dankbarkeit und Verantwortung. Das ist ein Verhältnis zu Gott, wie es durchaus ursprünglich deutschem Glauben entspricht. Der Mensch ist desselben Wesens wie Gott. Er darf sich an ihn wenden im Vertrauen auf diese Wesensgleichheit. Es ist kein Verhältnis des Sklaven oder Dieners zum Herrn, sondern eben des freigeborenen Kindes zum Vater. Es wird auch nicht ein absolutes Aufgehen in Gott gefordert — vielmehr ist es gerade die ihrer selbst bewußte Seele, die in einem durchaus selbständigen Verhältnis zu Gott steht und Gott am besten dient, indem sie ihr Leben nach seinem Willen selbständig gestaltet aus den besten Seelenkräften heraus, die Gott den Menschen gegeben. Auch das ist deutsch und ist diametral entgegengesetzt einer seelischen Haltung, die sich der absoluten Unfähigkeit zu irgend etwas Gutem bewußt ist, jener Haltung, die nach der Ueberzeugung der dialektischen Theologie die alleinige Grundlage für das Verhältnis oder besser Nichtverhältnis des Menschen zu Gott sein kann.

Und diesen Weg zu Gott soll der Mensch nicht suchen abseits dieses Lebens, in das Gott ihn gestellt, vielmehr ist eben dieses Leben das Element, in dem er sich bewähren soll, das er aufbauen soll auf diesem Verhalten zu Gott, in dem er das Verhalten zu Gott bekunden soll, das das Verhältnis des Kindes zum Vater von ihm fordert.

Religion und Leben sind eins. Im täglichen Leben wird

sich der Mensch bewußt seiner Verbundenheit mit Gott, indem er seine Liebe in ihm erfährt und es gestaltet in der Liebe zu ihm, dankbar hinnimmt, was Gott ihm gibt, ihm vertraut, daß, was er gibt, das Beste für den Menschen ist, und die Gaben Gottes verantwortungsbewußt nutzt.

Und zugleich gestaltet der Mensch im gleichen Geist der Liebe sein Leben in der Gemeinschaft, in die ihn Gott gestellt, und schafft auch so an der Verbundenheit mit Gott, indem er sich zum Werkzeug der Liebe Gottes macht, mit der er alle Menschen umfaßt. So ist jenes höchste Gebot mit dem anderen verbunden, das „dem gleich ist" — dem Gebot der Nächstenliebe. Eben weil der Ausdruck des Verhältnisses des Menschen zu Gott sein Verhalten in diesem Leben sein soll, dieses Leben aber vor allem Leben in der Gemeinschaft ist, muß dieses Leben in der Gemeinschaft auf der gleichen Grundkraft beruhen wie das Verhältnis zu Gott. Die religiöse Bedeutung des Gebotes der Nächstenliebe wird ausdrücklich anerkannt Matth. 25, 31—46. Hier werden die Menschen in Böcke und Schafe geschieden, danach, ob sie dieses Gebot erfüllt haben oder nicht; danach fällt die Entscheidung über ihr Seelenheil. Der König spricht zu den einen:

„Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt. Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset." ... „Wahrlich, ich sage euch: was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan."

Und zu den anderen:

„Wahrlich, ich sage euch: Was ihr nicht getan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr auch mir nicht getan, und sie werden in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben."

Und der Mensch braucht kein anderes Gebot als dieses Doppelgebot der Liebe, um sein Leben fest im Ewigen zu gründen, um sich in einer „Mystik der Tat" bewußt und willentlich einzuordnen in das durch die Liebe Gottes geschaffene, erhaltene und durchdrungene Gottesreich, das gipfelt in der bewußt im Geiste dieser Gottesliebe gestalteten menschlichen Gemeinschaft. Läßt er es Leitstern für sein Leben sein, so darf er vertrauen, Gottes Willen zu tun, und darf sich getrösten, daß nichts Anderes und nicht mehr von ihm gefordert werden kann.

Zugleich erweist er sich selbst damit den größten Dienst. Denn mit der Hingabe an Gott und seine Welt macht er zugleich sich selbst frei von den Banden der Eigensucht, in die ihn die Zugehörigkeit zu dieser irdischen Welt immer wieder verstrickt zu seinem Schaden und zu seinem Leid.

Und so löst sich auch die Frage, die allzeit höchstes religiöses Anliegen des Menschen gewesen ist — die Frage des Todes. Der Herr hat selbst sich darum nicht gesorgt. Er spricht kaum von dem, was nach dem Tode ist. Ist dieses Leben das Element, in dem der Mensch seine Verbindung mit Gott zu bewähren hat, dann braucht er nicht zu sorgen um das, was nach diesem Leben mit ihm wird. Er darf auch das vertrauensvoll Gott überlassen. Ist er hier mit ihm innig verbunden, dann darf er Vertrauen haben, daß Gott danach über ihn verfügen wird, wie es zu seinem Besten ist. Oder wie es Goethe gefaßt hat: „Die Natur hat mich hereingestellt, sie wird mich auch hinausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten; sie wird ihr Werk nicht hassen."

Die Liebe ist das Organ, mit dem allein der Mensch andere Menschen erfassen kann, um so in der Gemeinschaft zu leben und um so das Leben der Gemeinschaft zu schaffen. Sie ist das Lebenschaffende für den Einzelnen wie für das Volk, für die Natur, für das All. Und so ist die Liebe das Wesen Gottes, das Wesen dessen, der alles, was besteht, umfaßt, erhält und erfüllt. Das hat Goethe einmal wundervoll ausgesprochen, als Eckermann ihm seine Verwunderung über die von einer Grasmücke bekundete, „Gefahr und Gefangenschaft überwindende" Elternliebe äußerte: „Närrischer Mensch!" sagt er, „wenn Ihr an Gott glaubtet, so würdet Ihr Euch nicht verwundern... Beseelte Gott den Vogel nicht mit diesem allmächtigen Trieb gegen seine Jungen, und ginge das Gleiche nicht durch alles Lebendige der ganzen Natur, die Welt würde nicht bestehen können! So aber ist die göttliche Kraft überall verbreitet und die ewige Liebe überall wirksam." Bei Johannes heißt es nicht anders: „So wir uns untereinander lieben, so bleibt Gott in uns und seine Liebe ist völlig in uns." Wir können nicht tiefer unsere Existenz in Gott gründen, als wenn wir uns ganz erfüllen mit dem, was seines Wesens Kern ist.

Der letzte Sinn des von Jesus ganz konkret gefaßten Gebotes des persönlichen Verhaltens den beiden Personen „Gott" und dem „Nächsten" gegenüber ist die Einordnung der seelischen Existenz des Menschen in den Kosmos der natürlichen und geistig-seelischen Welt durch die Liebe, die ihn bewegende Urkraft und die dem Menschen in vertiefter Form gegebene Kraft der seelischen Aufnahme und Hingabe allen Erscheinungen dieses Kosmos gegenüber. Dabei ist das Zentrum die Liebe zu dem Nächsten, weil durch sie der Mensch sich selbst von der Bindung an die die Kraft der Liebe lähmenden Mächte befreit.

Damit wird nicht verkannt, daß es in der „Gotteswelt" auch einen „Kampf ums Dasein" gibt, der, wenn wir Ernst machen mit dem allmächtigen Gott, auch als gottgewollt anerkannt werden muß mit allen seinen Konsequenzen der ständigen Vernichtung gottgeschaffenen Lebens. Das Gesetz der „Polarität", auf dem alle Existenz beruht, tritt hier uns am gewaltigsten entgegen. Es läßt allein uns Gott und Welt verstehen. Das gilt für das Leben der Natur wie das des Menschen, für das physische wie das psychische. Aber es bleibt bestehen, daß das lebenschaffende Prinzip hier wie dort nicht Kampf und Haß, sondern Hingabe und Liebe sind.

Die Erkenntnis der religiösen Bedeutung der Liebe wird immer lebendiger. Dafür nur zwei Zeugen. Gustav Mensching („Geistige Arbeit" vom 20. Juni 1934) sagt:

„Die Geschichte der Religionen zeigt, wenn man es versteht, Analoges aufzufinden und in den Religionen zu vergleichen, als Grundtendenz allenthalben die Erkenntnis des ‚Egoismus' als Unheil und das Bestreben, irgendwie von solchem Egoismus loszukommen." Im Neuen Testament... „bleibt zwar die personale Struktur des Verhältnisses zum Transzendenten erhalten, aber das persönliche Ich wird aus einer unheilvollen Autarkie erlöst und in den lebendigen Kontakt mit dem elementar Lebendigen, mit Gott selbst, hineingestellt, d. h. es wird in den Dienst nicht seiner selbst, sondern überindividueller ewiger Werte gestellt".

Und Hermann Schwarz, „Christentum, Nationalsozialismus und Deutsche Glaubensbewegung", macht zwar dem evangelischen Glauben den Vorwurf der — geschichtlich und sachlich wohlbegründeten — Beschränkung auf die rein persönliche Nächstenliebe, erkennt aber die entscheidende Bedeutung des evangelischen Glaubens an die grundlegende Macht der Liebe an, sie erweiternd auf die Hingabe an alle übergeordneten Lebensmächte. Er sagt:

„Es ist die große Einseitigkeit des biblischen Christentums, zu verkennen, daß anderes Lieben, sofern es über uns hinauszielt, ebenso zu evangelischer Liebe veredelt werden kann." ... „Anders wenn unter evangelischer Liebe Gottes Eingeburt in jedwede unselbstische Neigung verstanden wird, wenn sie der Adelsname überhaupt wird, der anzeigt, daß sich unser natürliches Lieben über uns hinaus, welches es auch sei, mit religiöser Tiefe erfüllt hat." ... „So kommt es, daß die Seele, die sich gegenständlichem Es geöffnet hat, die Wunder der Wahrheit und Schönheit empfängt, daß die Seele, die sich vom Wir menschlicher Ganzheiten berühren läßt, den überpersönlichen Gehalt von Staat, Recht, Gesetz, Vaterland erlebt, und daß sich bei den Seelen, in denen das Du des Mitmenschen schwingt, die altruistische Teilnahme zum Tempel einer Christusliebe weitet, die allem Leid, aller Hilflosigkeit, aller Hoffnungsleere beispringend und verstehend naht."

5

In Jesus hat sich, vorbereitet durch die israelitisch-jüdische Entwicklung vom Dekalog bis zu den Propheten, das Erlebnis von der Gewißheit des Verhältnisses zu Gott als das des Kindes zum Vater vollzogen, aus dem Bewußtsein der Gottesgemeinschaft heraus, das in dem Liebesgefühl zu Gott und seiner Kreatur und besonders zu den Mitmenschen begründet ist. Damit ist er der „Heiland" geworden, der den Menschen

den Weg zu Gott gewiesen. Es ist dabei durchaus von sekundärer Bedeutung, daß Jesu Verkündigung auf der Voraussetzung beruht (wenn diese Annahme richtig ist), daß das „Reich Gottes" in Bälde in irgendeiner äußerlichen Form in Erscheinung tritt, also daß der Verkündigung Jesu ein *eschatologischer Charakter* zukommt. Das Entscheidende ist, daß er seine Forderung an den Menschen ganz zweifellos als den Menschen dieser Welt stellt (wie er denn selbst durchaus in dieser Welt, wie sie Gott geschaffen hat und erhält, lebt und webt), daß die *Erfüllung innerlicher Forderungen* auf eine bestimmte Seelenverfassung, die der Mensch *in diesem Leben* sich geben kann und soll, grundlegend ist für das Verhältnis zu Gott, für die Anteilnahme an dem Reich Gottes oder wie man es nennen will, und daß sie nicht durch irgendwelche magischen Mittel bewirkt werden kann, wie man durch solche etwa in der griechischen Mysterienreligion der Wirkung des Mysteriums teilhaft wurde.

Wir dürfen auch die wohl unlösbare Aufgabe beiseitelegen, das gegenseitige Verhältnis der verschiedenen Elemente festzustellen, die zweifellos in der Ueberlieferung von Jesus, wie sie uns in den Evangelien vorliegt, miteinander verbunden sind. Wir dürfen aus diesem Komplex das herausnehmen, was für uns Grundlegung des Verhältnisses der Seele zu Gott sein kann, genau wie Andere das getan haben. Wenn diese dabei das völlig außer Betracht lassen oder höchstens in Randstellung schieben, was wir als für uns maßgeblichen Kern der Verkündigung Jesu erkannt haben, dann haben wir das sehr viel größere Recht zu dem umgekehrten Verfahren, Jesus hat das, was er als die zwei höchsten Gebote bezeichnet, selbst als die Grundlage des Lebens der Seele, seines Verhältnisses zu Gott empfunden. So dürfen wir hoffen, mit diesem Glauben selig zu werden, d. h. eine Grundlage für unser Verhältnis zu Gott und damit eine Grundlage für die Gestaltung des Lebens unserer Seele zu finden.

Eine besondere Schwierigkeit scheint bei dieser Auffassung der Verkündigung Jesu Vielen die Tatsache zu bieten, daß bei ihr besonders deutlich wird, daß sie *aus dem jüdischen Glauben* herausgewachsen ist. Aber diese Schwierigkeit besteht, wenn es eine solche ist, nicht minder für den kirchlichen Glauben. Und es ist eine wohl nicht vereinzelt stehende geschichtliche Tatsache, daß in dem jüdischen Volk, für das ein ausgesprochen individualistischer, materieller Sinn charakteristisch scheint, in Einzelnen dieser immer wieder überwunden wird, in der entscheidendsten Weise eben in Jesus. Aber auch schon der Dekalog ist ja im Grunde nichts anderes als eine Ueberwindung der egozentrischen durch die altruistische Einstellung. Schon hier wird zum ersten Male als Erfüllung des Willens Gottes gefordert, daß die Gemeinschaft über den Einzelnen zu stellen sei, oder umgekehrt: daß eben das, was als den Bestand der menschlichen Gemeinschaft sichernd erscheint, als der Wille Gottes erkannt werde. Aber das ist das Fundament auch für die christliche Ethik und für den kirchlichen Glauben geblieben. Für das Christentum gilt als böse alles selbstsüchtige Wesen, als das Gute die Nächstenliebe. Aus dem Knecht Gottes, der auf den Befehl Jehovas hört, wird bei Jesus das Kind, das vertrauensvoll zum Vater aufsieht, Gott „liebt". Jesus hat mit seinem Glauben, der aus dem jüdischen Glauben herausgewachsen ist, eben doch gerade *das Judentum überwunden*; dazu ruft sein „Ich aber sage Euch" auf. An diesem Zusammenhang ist nichts zu ändern und zu deuteln.

Das hat mit der Einstellung gegenüber dem Judentum vom Rassestandpunkt aus nichts zu tun. Es gibt Gebiete unseres Seelenlebens, die über die nationalen und rassischen Grenzen hinausgreifen. Dazu gehört das Verhältnis zu Gott. Wie das Christentum, umfassen die anderen großen Menschheitsreligionen, Buddhismus und Islam, Menschen ganz verschiedener Rassen. Und Menschen derselben Rasse bekennen sich umgekehrt zu verschiedenem Glauben. Gott läßt das Licht, das den Weg zu ihm zeigt, da und dort aufleuchten nach seinem Willen. Vielleicht daß das in Jesus uns erschienene nur da sich entflammen konnte, wo immer wieder aus dem Gegensatz zu der allgemeinen Veranlagung des Volkes Funken des Gefühls der Gottverbundenheit durch die Liebe zum Nächsten sich entzündet hatten. Zu dem gebräuchlichen — man ist manchen Aeußerungen gegenüber versucht zu sagen pharisäischen — Aburteilen über die Juden gibt das kein Recht, und deshalb das Christentum für uns abzulehnen, haben wir keinen Anlaß, wenn wir auch sehr wohl prüfen können, ob es unserer Art entspricht.

6

In diesem Sinne erhebt sich die Frage: Ist dieser Glaube vereinbar mit der geforderten „*heroischen Haltung des deutschen Volkes*? Was ist unter dieser zu verstehen? Die Welt, in die die germanischen Quellen uns schauen lassen, wird von einem Sachkundigen charakterisiert als „eine unerbittliche Welt, in der der Einzelne auf sich selbst gestellt ist, aber andererseits sich zu bedingungslosem Opfermut verpflichtet fühlt, wo die Sache, der er anhängt, es verlangt". Es wird darauf hingewiesen, „wie dieses Ethos mit seiner Spannung zwischen stärkstem Selbstbehauptungswillen und freudiger Hingabe geeignet war, ungewöhnliche Gemeinschaftskräfte auch in größerem Raume auszulösen".

Der Philosoph Ernst Krieck („Der deutsche Idealismus zwischen den Zeitaltern", „Volk im Werden" 1933, 3) sagt vom heroischen Menschen:

> Er erhebt sich gegen die Welt, er vertraut auf sich selbst und fürchtet nicht den Tod. So ist es bei unseren germanischen Vorfahren gewesen. Nicht aber erhebt sich der heldische Mensch gegen Gott. Er weiß aus seinem tiefsten Lebensgefühl und Lebenswissen heraus, daß zum Sieg, zur schöpferischen Tat, zu allem geschichtlichen Gelingen etwas hinzukommen muß, was weit über aller persönlichen Kraft liegt und was auch dem Helden nur als Geschenk, als Gnade zuteil werden kann.... Der heroische Mensch steht stolz vor der Welt, aber demütig vor Gott im Gebet: „Dein Wille geschehe — Dein Reich komme..." Das Vorübergehen der Gottheit abwarten, um hervorspringend den Saum ihres Mankels zu fassen — darin hat Bismarck die höchste Kunst und Gnade des Staatsmannes gesehen.

Kann diese „Polarität" des heroischen Menschen nicht begründet sein einerseits in einem Bewußtsein seiner Verpflichtung als Bürger des Staates, andererseits in dem seiner Zugehörigkeit zu der auf Liebe gegründeten Gotteswelt?

Man könnte fragen, ob der Mensch überhaupt *neben dem Glauben an sein Volk und sein Vaterland einen Glauben an ein Gottesreich des Weltalls und der Seelen* brauche. Aber es ist doch wohl so: Soll der Mensch sich aus freier persönlicher Entschließung an eine irdische Größe hingeben, auch an Volk und Vaterland, so muß er sich seiner Verantwortlichkeit einer auch diesen Größen, auch Volk und Vaterland übergeordneten Macht gegenüber bewußt sein, der alles Seiende, alle Völker, alle Menschen, der alles menschliche Denken und Wollen unterworfen ist. Nur aus diesem Bewußtsein heraus kann er den selbstbewußten Entschluß der Hingabe an Volk und Vaterland fassen und nur diese Freiheit des Entschlusses macht ihn sittlich wertvoll. Wenn ich weiß, daß mein Volk eines unter vielen ist, aber dann eben aus freiem Willen mich eben diesem Volk ganz hingebe, als dem für mich gottbestimmten Ort in dieser Welt — das ist wahre Vaterlandsliebe. (Vgl. dazu die Aufsätze von Schmidt, Chr. Welt Nr. 12—14.) Nach dem Staatsrechtslehrer Rudolf Smend „ist der einheitliche Grundcharakter der echten Gemeinschaft der ‚Liebescharakter' — im religiösen Sinne, durch den jede Gemeinschaft von vornherein ‚selig in sich' sei; jede weltliche Gemeinschaft nehme diese grundsätzliche Gemeinschaft des Reiches Gottes vorweg und gründe sich damit letzten Endes auf einen transzendenten Boden. Die echte Gemeinschaft sei dadurch auch nicht auf das konkrete Denken und konkrete Geschehen des Augenblicks ausgerichtet, sie werde auch nicht wie der Staat als eine menschliche Realität immerfort in Frage gestellt, aber sie könne dieses transzendenten Charakters wegen auch nie das allein beherrschende Prinzip einer politischen Welt sein." (Bericht der Frankf. Ztg. vom 19. Juli 1934.) So widerstreiten der Glaube an Volk und Vaterland und der Glaube an ein allumfassendes Gottesreich der Liebe einander nicht, und der Christ darf sich auch heute getrost den von Jesus gezeigten

Weg zu dem alliebenden Vater führen lassen, der nichts Fremdes von ihm fordert, vielmehr ihn sich der besten Seelenkräfte bewußt werden läßt, die Gott in den deutschen Menschen gelegt. Erbarmende Liebe ist immer ein wesentlicher Bestandteil des deutschen Seelenlebens gewesen. Kein Volk hat Feineres und Zarteres an Gedanken und Gedichten hervorgebracht, die auf der Liebe zu aller von Gott geschaffenen Kreatur beruhen. Wenn jetzt das Kämpferische in dem deutschen Menschen in den Vordergrund gerückt wird, so ist das aus der Situation verständlich. Auf die Dauer kann ein Volk, kann insbesondere das deutsche Volk, nicht ohne die verbindende Kraft der Liebe bestehen. Und gerade das fordert man heute, wenn man fordert, daß der Geist der Kameradschaft das ganze Volk verbinden soll. Die von dem Herrn gebotene Liebe zum Nächsten wirkt sich ganz von selbst zuerst in der Liebe zum Volk aus, wenn sie auch nicht ihre Grenzen in ihm finden soll, sondern das ganze Gottesreich umfassen.

Und andererseits ist Jesus weit entfernt von schwächlicher Liebe. Das zeigt mehr als ein Wort und mehr als eine Tat von ihm. Ein „deutscher Christ" weist nachdrücklich darauf hin (Walter Hoff in der „Zeitschrift für Politik" 1933, 4):

Er hat wiederholt mit seinen Verfolgern und Verleumdern, den heuchlerischen Pharisäern und Schriftgelehrten, scharf abgerechnet. Derselbe Christus, der jüdische Gehässigkeit und persönliche Rachsucht in der Bergpredigt bekämpft hat, verwies doch auch den Knecht des Hohepriesters, der ihm einen Backenstreich gegeben hatte, mit den Worten: „Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?" Der als Friedensbringer zu den Menschen kam, hat doch seinen zwölf Aposteln bei ihrer ersten Aussendung erklärt: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf die Erde. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert." Endlich glauben wir auch an den Christus, der das Heiligtum seines himmlischen Vaters mit geschwungener Peitsche von Wechslern und Händlern gereinigt hat.

Ueber der Liebe steht dem Herrn immer die Sache. Dem widerspricht auch nicht das Gebot der Feindesliebe, das mit schwächlicher Kleinmütigkeit nichts zu tun hat. Im Gegenteil, aus dem ganzen Zusammenhang ergibt sich, daß es als höchste Leistung von dem Herrn gefordert wird, Da, wo der Mensch durch Feindesliebe der Sache nichts vergibt, soll er sie üben, sich bewußt, damit Gott gleich zu handeln, der erhaben ist über die kleinen Menschen, den es nicht kümmert, wenn da unten Gut und Böse durcheinanderwirbelt, der in großartiger Majestät die Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte. Der Herr hat das größte Beispiel solcher Feindesliebe gegeben vom Kreuz herab, als Sieger über Leben und Tod, mit dem Gebet: „Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun." Dem, der das vollbracht hat, wird wahrhaftig niemand Schwächlichkeit vorwerfen können und wollen! Und wenn der Staat im Innern und nach außen nicht von dem Gebot der Liebe sich durchweg leiten lassen kann, weil er sich behaupten muß anderen Mächten gegenüber, so ist es gerade dann Aufgabe der Kirche, dieses auch für den Staat notwendige Lebensprinzip der Liebe in reiner Form zu vertreten, mit dem Staat zusammen das volle Menschenleben, so wie es Gott gefällig ist und auf die Dauer nur bestehen kann, zu gestalten.

(Schluß folgt)

Leipzig Alfred Giesecke

Der Kampf gegen das gewohnheits- und berufsmäßige Verbrechertum und der Christ

1

„103 Vorstrafen! Gibt es das?" Ich habe einen Mann mit solchem Strafregister kennengelernt. Es waren zumeist kleine Haftstrafen wegen Bettelns, Landstreichens, aber auch Gefängnis- und Zuchthausstrafen. Auf meine erstaunte Frage erhielt ich die Antwort: „Es war ja nicht jedesmal lebenslänglich!"

Im allgemeinen sind solche Menschen selten. Aber die Zahl der 30—60mal Vorbestraften ist erklecklich, die der 11mal und mehr Vorbestraften betrug schon in wirtschaftlich normalen Zeiten, wie z. B. im Jahre 1892/93, allein in preußischen Zuchthäusern 2284, die Zahl der 6—10mal Vorbestraften 4424 (unter einer Gesamtzahl der Gefangenen von 18234).

Auf der Essener Versammlung der Deutschen Landesgruppe der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung (1931) schätzte einer der Redner die Zahl der „unverbesserlichen" Zustandsverbrecher in Deutschland auf 2400—4000.

In diese Zahl einbegriffen sind auch die sogenannten Kleinkriminellen. Darunter versteht man die mehr passiven Naturen, die ohne jeden Halt auch der geringsten Versuchung nicht widerstehen können, Landstreicher und Bettler, die das Land durchziehen, vom Wegerand einen alten Rock mitnehmen, in einer unbewachten Küche aus einer Schieblade einige Mark oder Pfennige Haushaltungsgeld verschwinden lassen oder einen unbeaufsichtigten Koffer u. dgl. stehlen. Aber es würde den Tatsachen nicht gerecht werden, wenn man allgemein diese Leute als im Grunde genommen harmlos, mehr als Belästigung wie als Gefahr ansehen wollte. Unter diesen Stromern und Vagabunden befindet sich eine ganze Anzahl höchst gefährlicher Verbrecher, wie aus den Akten der Zuchthäusler einwandfrei hervorgeht. Ich greife einige wenige Fälle heraus:

N. 67 Jahre alt, 28mal vorbestraft, darunter 18mal wegen Bettelns, außerdem zweimal mit Korrektion, erhielt 4 Jahre Zuchthaus wegen Brandstiftung.

W. 28 Jahre alt, 12mal vorbestraft, darunter 9mal wegen Bettelns, auch schon wegen versuchter Notzucht, erhielt 12 Jahre Zuchthaus wegen Notzucht.

B. 36 Jahre alt, außer 2mal mit Korrektion 10mal vorbestraft, darunter 9mal wegen Bettelns, erhielt wegen Raubes 5 Jahre Zuchthaus.

H. 31 Jahre alt, 20mal vorbestraft, darunter 8mal wegen Bettelns, erhielt 10 Jahre Zuchthaus wegen Körperverletzung mit Todeserfolg.

Diese Liste ließe sich noch beliebig verlängern.

Auffallend hoch ist unter diesen Landstreichern die Zahl der wegen Sittlichkeitsverbrechen oder Unzucht mit Kindern Bestraften. Aber auch Einbruch, Diebstahl, Mißhandlung, Körperverletzung, Straßenraub, Brandstiftung als Straftaten sind reichlich vertreten. Der Polizeivermerk „Trinker und Müßiggänger" findet sich fast ausnahmslos bei diesen Gefangenen. Die meisten sammeln sich freilich, soweit sie nicht auf der Landstraße sind, mit kurzen Haftstrafen im Gefängnis oder in der Korrektionsanstalt.

Von diesen willensschwachen, mehr passiven Rechtsbrechern sind scharf zu unterscheiden die willensstarken Gewohnheits- und Berufsverbrecher, die 10, 15, 20 Jahre und mehr in einzelnen Abschnitten hinter den Gittern zugebracht haben und immer wieder nach Verbüßung ihrer Strafe auf die Menschheit losgelassen wurden. Es gibt unter diesen solche, die 14, ja 8 Tage nach ihrer Entlassung bereits wieder ein neues Verbrechen begingen. Sie hausen zumeist in den Schlupfwinkeln der Großstädte.

Diese Leute bilden eine besondere Gefahr durch ihre verbrecherische Ausbildung und Erfahrung, wie durch ihre Entschlossenheit und Tatkraft. Sodann durch ihre gegenseitige Verbundenheit.

In den letzten Jahren hat man vielfach von sogenannten „Unterweltsvereinen" gelesen. Diese Vereine sind keineswegs neu, sondern bestehen seit Jahrzehnten; sie sind straff organisiert. Außer den Verbrechern gehören dazu: Wirte, Kellner, Handelsleute, kleine Handwerker u. dgl. Die Mitglieder verbinden sich nicht in ihrer Gesamtheit zur Ausübung von Verbrechen; da würde es manchen Verräter geben. Aber die kleinen Kolonnen von zwei, drei oder fünf Mitgliedern lernen sich hier kennen. Der Spezialist findet sich zum Spezialisten (ausbaldowern, Deckendurchbruch, Aufschweißen von Geldschränken, Oeffnen von Sicherheitsschlössern, Abstellen von elektrischen Alarmanlagen usw.). Es ist auch hier eine Ehre, „fachmännisch" zu arbeiten. Daher unter Umständen die stolze Ablehnung: „Mit so etwas gebe ich mich doch nicht ab" oder: „Wenn ich dabei gewesen wäre, hätte man solche Dummheit nicht gemacht." Wenn einer „verschütt geht" (verhaftet wird), treten die Mitglieder auf das eifrigste mit Rat

und Tat für ihn ein. In die Untersuchungshaft werden ihm Pakete geschickt, die Angehörigen werden unterstützt, ein Rechtsanwalt wird gestellt, es wird Anleitung gegeben, im rechten Augenblick, um die Richter milde zu stimmen, ein „Geständnis" zu machen oder „Reue" zu zeigen, und — eine ganz gefährliche Sache — es werden meineidsfeste Alibizeugen gestellt.

Auch Feste weiß man zu feiern, bei geringen Mitteln in bescheidenem Ausmaß. Ich bin selbst einmal Teilnehmer einer solchen „Familienfeier" (etwa 30 Personen) bei Kaffee, Reibekuchen und Bier gewesen. Ein alter Einbrecher veranstaltete sie, weil ein Kriminalbeamter, der ihn wegen Mordverdacht in peinliche Untersuchung gebracht hatte, jetzt selbst wegen einer Straftat ins Gefängnis gekommen war. Können infolge eines „guten Schlages" die Mittel reichlicher fließen, wird auch wohl ein Ball angesetzt. Die „Herren" erscheinen im Smoking, die „Damen" in — freilich aus dem Leihhause geborgten — möglichst auffallender Toilette. — Ball der Ausgestoßenen, die sonst in der Welt unter dem Druck des Minderwertigkeitsgefühls stehen, hier aber das Geltungsbedürfnis zu befriedigen in der Lage sind!

Ein Drittes. Aus dieser ihnen zusagenden Unterwelt wollen die meisten nicht heraus. Ausnahmen, die ein neues Leben beginnen, gibt es freilich, entweder weil sie ihr Schäfchen ins Trockene gebracht haben oder eine innere Umwandlung erfuhren; im letzteren Fall bei all den auf sie eindringenden Versuchungen und Anfeindungen ein stilles, aber großes und hartes Heldentum!

Aber im allgemeinen geht es aus dem Zuchthause in das alte Leben bewußt zurück. Ich habe es mit angesehen, wie ein Zuchthäusler zur Stunde seiner Entlassung am Tore der Strafanstalt in einer Equipage von zwei Mädchen und einem Freunde abgeholt wurde. Die Mütze schwenkend und mit einer gefüllten Flasche Abschied winkend, fuhr die Gesellschaft davon.

Bietet man ihnen Arbeit an, zeigen sie sich zum Teil willig, aber zumeist nur, um die Entlassenenfürsorge auszunutzen. Entweder treten sie die Stelle gar nicht an oder sie verlassen sie trotz guten auskömmlichen Lohnes baldigst wieder. Andere lehnen selbstbewußt jede Arbeitsvermittlung ab.

Die folgenden Aussprüche, die ich im Lauf mehrerer Jahre von den verschiedensten solchen Leuten gesammelt habe, gewähren einen charakteristischen Einblick in die Lebensauffassung dieser Menschenklasse.

Ein vor der Entlassung stehender Sträfling, dem ich Arbeit vermitteln wollte, gab mir zur Antwort: „Die Arbeit, die ich will, geben Sie mir doch nicht." (Was er meinte, erkannte ich später, als er bei mir einen schweren Einbruch, der ihm in Verbindung mit einer anderen Straftat sechs Jahre Zuchthaus einbrachte, verübt hatte.) Ein Anderer sagte: „Ehrlich wird, wer Zeit und Geld hat; ich mache auf Ehrlichkeit keinen Anspruch." Oder: „Außer meinem Willen erkenne ich kein Gesetz und keine Strafe an." — „Ich kenne keinen Gott und gestehe auch keinem Menschen ein Recht über mich zu." — „Religion und Polizei haben die Reichen erfunden." — „Arbeit ist süß, aber ich bin kein Freund solcher Süßigkeit." — „Laßt die Pferde arbeiten, die haben Eisen unter." — „An ein zahmes Arbeiterleben gewöhnt sich unsereiner nicht; man ist erst in seinem richtigen Element, wenn man nachts eine Arbeit schafft, die vollen Beutel gibt." — „Ich bin zu einem zufriedenen Arbeiter untauglich, da ich meine eigenen Ansichten über die Arbeit im Verhältnis zum Lohn habe." — „Es ist besser, ich fange mit dem Ehrlichwerden gar nicht an. Wenn ich meine Erfahrungen mit meiner Intelligenz (!) und Tatkraft vereinige, will ich den sehen, der mir ein Bein stellt." — „Ich habe einen Pferdekarren voll guten Willens; aber für uns sind die krummen Wege die geraden." — „Ich bin zur Arbeit nicht geboren und fasse keine Schüppe und keine Hacke mehr an." — „Wir säen nicht, wir ernten nicht, und unser himmlischer Vater ernährt uns doch." — „Wenn ich herauskomme, schaffe ich mir ein Mädchen an; dann habe ich immer die Tasche voll Geld." — „Ihr denkt wohl, ich würde mich bessern; da wird nichts draus, solange der preußische Staat besteht." — „Ich tue was ich will und frage Sie auch nicht, was Sie machen wollen." — „Unsereins kann ebensowenig gebessert werden, wie man einem buckligen Menschen eine gerade Gestalt wieder gibt." [1])

2

Es hat lange gedauert, bis man in weiteren Kreisen die besondere psychische Eigenart dieser Verbrecher erkannte. Für die Allgemeinheit war Sträfling gleich Sträfling. Entscheidenden Anstoß, sich mit dieser Frage zu beschäftigen, gab am Ende des abgelaufenen Jahrhunderts der Turiner Arzt und Professor Lombroso in seinem damals höchstes Aufsehen erregenden Werke: L'Homo delinquente...[2]) Lombroso stellte die Theorie vom Delinquente nato[3]) auf und behauptete, bestimmte anormale Erscheinungen an Schädel, Gehirn und den Gliedmaßen ließen erkennen, ob man einen normalen Menschen oder einen „geborenen Verbrecher" vor sich habe. Die wissenschaftliche Nachforschung lehnte die Lombroso'sche Theorie ab. Es blieb aber der Erfolg, daß Juristen, Kriminalisten, Aerzte, Strafanstaltsbeamte, Geistliche sich von jetzt ab mit der Frage des vielfachen Rückfalls ganz anders beschäftigten als früher. In maßgebenden Kreisen erkannte man, daß gegen die vielfach Rückfälligen der bisherige Strafvollzug völlig versage, daß weder Abschreckung noch Besserung des Verbrechers noch Schutz der Allgemeinheit erreicht wurde. Bereits im Jahre 1890 setzte die Internationale Kriminalistische Vereinigung auf ihrer ersten Tagung in Brüssel diese Frage auf die Tagesordnung. Auf dem Kongreß zu Antwerpen sprach Professor Gautier aus Genf aus: „Denjenigen freilassen, von dem man im voraus weiß, daß er für die Allgemeinheit fürchterlich werden muß, ist ungefähr ebenso unvernünftig, als die Hütte eines tollwütigen Hundes öffnen."

Aber allgemein stand man noch unter dem bestimmenden Gedanken der Sühne und Vergeltung wie der Besserungsfähigkeit, und sträubte sich gegen die tiefeinschneidende Maßregel, die wiederholt Rückfälligen statt zu einer bestimmten Strafe zu einer „Detinierung auf unbestimmte Zeit", die dann auch lebenslänglich werden konnte, zu verurteilen. In den humanitären und christlichen Kreisen sah man in einer solchen Maßregel eine Unmenschlichkeit, die Juristen standen gemeinhin auf dem Standpunkt, daß die Strafe Vergeltung für die objektive Schwere der Einzeltat sein müsse, und daß bei der unbestimmten Verurteilung die Objektivität und Gerechtigkeit der Rechtsprechung leiden würde. Dazu kamen Bedenken wegen der entstehenden Kosten.

Auf der 66. Generalversammlung der Rheinisch-Westfälischen Gefängnisgesellschaft (1894) hatte ich in der Konferenz der evangelischen Gefängnisgeistlichen einen Vortrag über die Sozial-Unverbesserlichen und das Christentum zu halten. Meine These:

In Erwägung, daß die bisherigen Maßnahmen gegen das rückfällige Verbrechertum zur Besserung und Bewahrung der Verbrecher selbst, wie zum Schutz der Gesellschaft sich als unwirksam erwiesen haben, erachtet die Konferenz die Einführung einer auf unbestimmte Zeit erfolgenden Detinierung für notwendig und hält sie nicht nur nicht im Widerstreit befindlich mit den Forderungen des Christentums, sondern vom Christentum aus für geboten

wurde von der aus Juristen, Aerzten, Strafanstaltsbeamten und Fürsorgern bestehenden Hauptversammlung gutgeheißen.

Im folgenden Jahre behandelte in der Fachkonferenz für Juristen und Strafanstaltsbeamte der damalige Geh. Oberjustizrat Hamm das Thema: „Empfiehlt sich eine Aenderung der Strafgesetzgebung dahin, daß die wiederholt rückfälligen Gewohnheitsverbrecher statt zu einer bestimmten Strafe zur Detinierung auf unbestimmte Zeit verurteilt werden?" im bejahenden Sinne, und die Generalversammlung schloß sich diesem Gutachten an.

Aber die Widerstände gegen die Durchführung waren zunächst noch unüberwindlich, so daß der Führer der Bewegung, Professor v. Liszt, auf einer der späteren Versammlungen ausrief: „Die unbestimmte Verurteilung setzen wir heute nicht durch." Die Internationale Kriminalistische Vereinigung ruhte indessen nicht, wie auch die Rheinisch-Westfälische Gefängnisgesellschaft fortdauernd dieses Problem im Auge behielt. Man tat einen erheblichen Schritt weiter durch Professor Mittermaiers Behandlung der Frage: „Bestrafung oder Sicherheitsmaßregeln gegen Gewohnheitsverbrecher." Das vorliegende Problem war weder, wie bei den Jugend-

[1]) Vgl. die Besprechung auf Spalte 714.

[2]) Der verbrecherische Mensch.

[3]) Geborenen Verbrecher.

lichen, durch Erziehung, noch durch Strafe zu lösen, sondern allein durch Sicherungsverwahrung zum Schutze der Allgemeinheit. Die Vorschläge dieser Art gewannen festere Gestalt in mehreren Gesetzesentwürfen. Der Krieg brachte völligen Stillstand. 1919 erschien ein neuer Entwurf — ohne Erfolg! Es kam die Zeit der „mildernden Umstände", der Begnadigungskommission und der sogenannten „roten Strafvollzugsordnung" („rot" wegen des Umschlages!).

Professor Dr. Exner, Leipzig, erklärte 1931 auf der Tagung der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung:

Unsere Gerichte behandeln die Rückfallsverbrecher mit einer Milde, die sich weder vor dem Gesetz noch vor der Gesellschaft verantworten läßt. Das deutlichste Zeichen dafür ist die häufige Annahme mildernder Umstände bei ausgesprochenen Berufs- und Gewohnheitsverbrechern, und die Art und Weise, wie diese mildernden Umstände begründet werden. (Es wurden mehrere Beispiele angeführt, bei denen das Gericht selbst die Ueberzeugung ausspricht, daß es sich um „Gemeingefährliche, Unverbesserliche usw." handelt.)

Auf den gleichen Umstand wies 1932 Ministerialrat Dr. Schmidt aus der Kriminalstatistik für 1930 mit folgenden Zahlen hin:

Von 10 859 Bestrafungen wegen Rückfalldiebstahls erfolgten nur 650 zur gesetzlichen Normalstrafart Zuchthaus, die übrigen, also 94%, zu Gefängnis unter Anerkennung mildernder Umstände; von 4635 Verurteilungen wegen schweren Rückfalldiebstahls waren bei 3579, also bei 77%, mildernde Umstände angenommen; bei 6838 Bestrafungen wegen Betrugs im wiederholten Rückfalle wurden 95% mildernde Umstände zugebilligt. Dazu kam dann noch zugunsten mancher Verurteilter die Auswirkung der vom Landtag eingesetzten Begnadigungskommission.

Die neue „rote" Strafvollzugsordnung erschien am 7. Juni 1929; die Erziehungsgedanken, die für jugendliche Rechtsbrecher angebracht sind, wollte man auch auf die ausgewachsenen Rechtsbrecher angewandt wissen, aber ohne das Korrelat der Dauer bis zur Erreichung des Erziehungszwecks. Der Strafvollzug wurde in vielen Stücken über das gebotene Maß erweicht. In dem von einem damaligen Ministerialrat und Strafvollzugspräsidenten verfaßten Drama „Amnestie" wurde zugunsten eines im höchsten Maße überspitzten Humanitätsgedankens der frühere Strafvollzug als ein System unmenschlicher Härte, Ungerechtigkeit und Gewissenlosigkeit mit der Anschaulichkeit der Bühne vor allem Volke dargestellt.

Unter diesen Auswüchsen einer falschen Humanität und eines überspitzten Individualitätsbegriffs gedieh zum Schaden der Allgemeinheit das Verbrechertum, besonders das Berufsverbrechertum. Gegen diese Erweichung der Rechtsprechung und des Strafvollzugs erhob sich bald scharfer, ja schärfster Widerspruch, der vor allem auf der 24. Tagung der Landesgruppe der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung zum Ausdruck kam. Alle Redner waren sich darin einig, daß die Mittel des bisherigen Kampfes gegen das Gewerbs- und Gewohnheitsverbrechertum versagt hatten, und sie betonten mit allem Nachdruck, daß in diesem Kampfe nicht das individualistische Recht des Verbrechers der letzlich maßgebende Gesichtspunkt sein müsse, sondern der Schutz und die Sicherung der Allgemeinheit des Volkes, der Nation.

Von diesem Gedanken ist die neue Bewegung zur Verbrechensbekämpfung von Anfang an ausgegangen; er gewann aber gegen die Bedenken der alten Schule (Schuld und Sühne) erst entscheidende Kraft, als der Grundsatz „das Wohl des Ganzen steht höher als das Wohl des Einzelnen" von der Regierung zum alles beherrschenden Grundsatz erhoben wurde. Wer diesem Grundsatz mit Willen und Beharrlichkeit in Gesinnung und Tat widerstreitet, oder aus sonstiger Veranlagung und Lebensweise das Volkswohl dauernd schädigt, wird in Verwahrung genommen, bis er sich für ein ordnungsmäßiges, gesetzliches Leben umstellt, wenn nicht, bis an sein Lebensende. Deutschland folgt darin dem Beispiel anderer Staaten.

Aus diesen Erwägungen heraus wurden von der heutigen Regierung alle bisherigen Bedenken beiseitegesetzt, und es entstand das am 27. November 1933 verkündete und in der Hauptsache am 1. Januar 1934 in Kraft getretene *Gesetz gegen gefährliche Gewohnheitsverbrecher und über Maßregeln der Sicherung und Besserung*. Es handelt sich hier nicht nur um Bekämpfung der gefährlichen Berufsverbrecher, sondern auch der gefährlichen geisteskranken Verbrecher, der Trinker und süchtigen Trinker, wie der Unsozialen überhaupt, soweit sie gefährlich sind. Schon der Besitz von Diebeswerkzeugen in der Hand Vorbestrafter und ihres Anhangs ist jetzt strafbar. Für Zuhälter, die bisher nur mit einer geringen Gefängnisstrafe belegt werden konnten, ist Zuchthausstrafe bis zu fünf Jahren vorgesehen. Gefährliche Trinker, Süchtige und Geisteskranke werden in Trinkerheilanstalten, Entziehungsanstalten, Heil- oder Pflegeanstalten untergebracht, Landstreicher, Bettler und ähnliche unsoziale Elemente kommen ins Arbeitshaus, und zwar vom zweiten Male an auf unbestimmte Zeit. An gefährlichen Sittlichkeitsverbrechern kann die Entmannung (Kastration, nicht Sterilisation) vollzogen werden. Ergibt die Gesamtwürdigung der Taten eines Verbrechers, daß er ein gefährlicher Gewohnheitsverbrecher ist, und ist er als ein gefährlicher Gewohnheitsverbrecher verurteilt, so ordnet das Gericht außer der Strafe die Sicherungsverwahrung an, wenn die öffentliche Sicherheit es erfordert.

Als weitere Sicherungsmaßnahme sieht das Gesetz bei Vorliegen eines Verbrechens oder Vergehens und einer Verurteilung zu einer Gefängnisstrafe von mindestens zwei Monaten Untersagung der Berufsausübung auf die Dauer von mindestens einem Jahr und höchstens fünf Jahren vor. Bei Ausländern, die eine Gefahr für andere oder für die öffentliche Sicherheit bilden, kann Verweisung aus dem Reichsgebiet angeordnet werden.

3

Wie stellen wir uns als Christen zu dem Gesetz der Sicherungsverwahrung?

Auch wir erkennen, daß es sich bei der Ausführung dieses Gesetzes um einen der radikalsten Eingriffe in Freiheit und Leben handelt. Man könnte über die Sicherungsanstalt das Wort Dantes setzen: „Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung draußen." Aber besondere Umstände erfordern besondere Maßregeln. Die geordnete staatliche Gemeinschaft schließt diese Art von Rechtsbrechern erst aus, *nachdem sie sich mit Willen und bewußt selbst aus dieser Gemeinschaft ausgeschlossen haben*. Es handelt sich nicht um einen menschlichen Eingriff in Gottes Gericht und Gnade, sondern um eine soziale Maßregel gegen Unsoziale. In diesem Sinne reden wir von unverbesserlich. Der innere Weg des Schächers am Kreuz bleibt selbst dem tiefstgesunkenen Verbrecher offen. Auch ist in dem Gesetz die wenn auch nur bedingte Rückkehr ins bürgerliche Leben vorgesehen. Nach zwei bzw. drei Jahren ist vom Gericht zu prüfen, ob der Zweck der Maßnahme — Aufhebung der Gefährlichkeit — erreicht ist, für welchen Fall die bedingte Entlassung zu erfolgen hat. Bewährt der Entlassene sich nicht, wird er wieder eingezogen.

Durch die Sicherungsverwahrung wird der Verbrecher gehindert, weitere Verbrechen zu begehen und noch tiefer in Verbrechen, Verhärtung, Elend abzusinken. Das ist ein Dienst von bleibendem Wert, der ihm geleistet wird. Nicht weniger wird das Gesetz auf die bisher in unabwendbarer Folge heranwachsenden Rekruten des Verbrechertums eine warnende und vor tieferem Abgleiten bewahrende Wirkung haben. Infolge der Ordnung und Disziplin bei Behörden und Volksgenossen, die die Regierung hergestellt hat, ist bereits im Jahre 1933 die Zahl der schweren Verbrechen erheblich gesunken. Regierungsdirektor Schneider (Berliner Polizeipräsidium) sagt u. a. in „Die Deutsche Justiz" Nr. 51/1933, daß die Zahl der Fälle des Raubes und der räuberischen Erpressung von 117 im Februar sich auf 20 im Oktober vermindert hat, die Zahl der Fälle des schweren Diebstahls von 3098 im Januar auf 1726 im Oktober.

Dazu kommt die Sorgepflicht für das Wohl der Allgemeinheit. Das Wort: „Leidet *ein* Glied, so leiden alle Glieder mit", ist nicht nur zugunsten des Verbrechers, sondern auch zugunsten der Geschädigten anzuwenden, und das Wort

Luthers: „Wir sollen unserem Nächsten helfen und fördern in allen Leibesnöten“ und „ihm sein Gut und Nahrung helfen bessern und behüten“ verpflichtet uns zu gleicher Haltung.

Bedenken bestehen freilich auch. Die Verurteilung zur Sicherungshaft wird nicht gegründet auf die Anzahl und Höhe der Vorstrafen; sie erfolgt aus der „Gesamtwürdigung der Taten“, d. h. aus der Gesinnung des Täters und der aus dieser Gesinnung hervorgehenden Taten. Unter Umständen können zwei oder drei solcher vorsätzlichen Taten genügen. Handelt es sich bei dieser entscheidenden Prüfung und schwerstwiegenden Beurteilung der Gesinnung nicht um eine Aufgabe, die übermenschlich ist? Professor Exner sagt in einem neuesten Aufsatz: „Das System der sichernden und bessernden Maßregeln nach dem Gesetz vom 24. November 1933“ bezüglich der Urteile des Richters auf Grund dieses Gesetzes: „Gewiß eine der schwierigsten Entscheidungen, die einem verantwortungsbewußten Menschen zugemutet werden kann“ ... „nur reiche Erfahrung und genaueste Kenntnis des Einzelfalles wird hier, soweit das möglich ist, Fehlentscheidungen ausschließen“; er forderte deshalb schon früher solche Juristen, die sich für dies Gebiet innerlich interessieren und sich in der Erfahrung ausbilden. Wie in dem für seinen besonderen Zweck aus Richtern und Schöffen zusammengesetzten Jugendgericht müsse in dem Kampf gegen das gewerbsmäßige Verbrechertum dem Spezialistentum der Verbrecher ein Spezialistentum der Staatsorgane entgegengestellt werden. — Man darf das Vertrauen zu unserem Richterstande haben, daß eine solch gewichtige Stimme nicht ungehört verhallt. Nur Gerechtigkeit erhöhet ein Volk.

Exner sagt aber auch noch ein weiteres:

Es sind harte Maßregeln gegen das Berufsverbrechertum. Die ethische Legitimation zu einem derartigen Vorgehen wird nur ein Staat haben, der alles, was in seinen Kräften steht, tut, um die Leute auf den richtigen Weg zurückzuführen, solange sie leitbar sind. Das Bestehen eines ausgebildeten, dauernd sich selbst verbessernden Erziehungsstrafvollzuges und eine vernünftige Entlassenenfürsorge sind darum die ethische Voraussetzung für Einführung der Sicherungsverwahrung.

Der Staat ist nicht nur die Regierung, sondern die Gesamtheit der Volksgenossen. In dieser Gesamtheit nehmen die Christen, gerade nach der ethischen Seite, in der Pflicht zur bewahrenden und fürsorgenden Liebe, eine besondere Stellung ein. Der Gefallene darf nicht in sentimentaler Humanität von seinem Teil der Verantwortung losgesprochen werden. Aber mit aller Kraft muß uns das Bewußtsein erfüllen, daß der Verbrecher in seinem Entwicklungsgange unter dem starken Einfluß seiner Umwelt gestanden hat. In einer aktenmäßigen Zusammenstellung der Lebensläufe von 250 Verbrechern, die mindestens dreimal mit Zuchthaus oder zehnmal überhaupt vorbestraft waren, hatten 33 vor dem 14. Lebensjahre Vater und Mutter verloren; 52 verloren bis zum 6., 19 bis zum 10., 29 bis zum 14. Lebensjahre Vater oder Mutter. Was ist da bei diesen 100 während der Krankheitszeit der Eltern und später, besonders wenn die alleinstehende Mutter durch außerhäusliche Arbeit für das tägliche Brot sorgen mußte, versäumt worden! Weiterhin braucht man ja nur auf uneheliche Geburten, geschiedene Ehen, Stiefkind, Alleinkind, „Affenliebe“, Mangel an Liebe, Arbeitslosigkeit, und die Trunksucht des Vaters, Schlamperei der Mutter, mangelhafte Lehrmeister, Wohnungsnot, schlechte Bücher, üble Freunde, Versuchungen der Großstadt usw. hinzuweisen, um zu erkennen, wo der andere große Teil der Schuld und Verantwortung liegt. „Genügt es denn, ein in den Kot gefallenes Kind zu prügeln und dann liegenzulassen?“ sagte mir einmal ein vielfach Rückfälliger, der aus seiner traurigen Jugend heraus zu dieser Bemerkung ein Recht hatte.

Also wir dürfen nicht, gesättigt von eigener Ehrbarkeit, denken: „Gut, daß unter den Lumpen gründlich aufgeräumt wird!“, sondern sollen ernst fragen: „Auf welchem Wege ist dieser Mensch geworden, was er ist, und müssen nicht andere auf gleichem Wege dasselbe werden?“!

Ein Vertreter der heutigen Regierung, Ministerialrat Dr. Schmidt (Justizministerium), selbst Sohn eines Strafanstaltsbeamten, sagte auf der letzten Generalversammlung der Rheinisch-Westfälischen Gefängnisgesellschaft in seinem Vortrage: „Die Wende im Strafvollzuge“:

Anständige und menschliche Behandlung sind selbstverständliche Voraussetzung ... Aus den kristallklaren Quellen echter Religiosität, tiefer sozialer Volksverbundenheit, kernhaften deutschen Wollens und Denkens, wollen wir die sittliche Kraft schöpfen zu der schweren und verantwortungsvollen Arbeit. Und wenn wir auch nicht vergessen, daß durch die Strafe der Rechtsbrecher zur Besinnung gebracht werden soll, daß er erfahren soll, daß über ihm ein großes und kraftvolles Gemeinschaftsganzes steht, gegen dessen Gebot er sich nicht ungestraft auflehnen darf, so soll doch der tiefe Gedanke unserer Arbeit sein: zu helfen, zu helfen all denen, denen geholfen werden kann und die sich helfen lassen wollen.

Diese Worte, aus christlichem Empfinden gesprochen, gelten nicht nur Richtern und Strafanstaltsbeamten, sondern jedem Volksgenossen. Wie der Staat, der sich zu positivem Christentum bekennt, neben der Gerechtigkeit auch gegen die in Sicherungsbewahrung Befindlichen christliche Barmherzigkeit walten lassen muß, so ist es Aufgabe des Einzelnen, Quellen des Elends zu verstopfen, Haltlosen ein Halt, Hilflosen eine Hilfe zu werden und so nach einem Wort Johannes Falks: „Das Zuchthaus, das Kriminal um so viel Kandidaten wie möglich zu betrügen.“

Godesberg Hugo Heim

Grundsätzliches zur Fürsorge für entlassene Gefangene

1. Staat und Gesellschaft haben das gleiche Interesse daran, daß die Rechtsbrecher nicht dauernd asozial bleiben und die Volksgemeinschaft beunruhigen. Es muß deswegen während der Strafverbüßung alles geschehen, um ihr Schuldgefühl zu wecken und ihre asoziale Gesinnung zu ändern. Zugleich aber muß auch darauf gesehen werden, daß sie nach ihrer Entlassung in geordnete Verhältnisse kommen, in denen es ihnen möglich ist, ihre guten Vorsätze zur Ausführung zu bringen. Die Fürsorge für die Entlassenen ist daher mindestens ebenso wichtig wie die Beeinflussung der Gefangenen während der Strafverbüßung. Sie ist zwar eine Angelegenheit der Kirche und der freien Liebestätigkeit, muß aber vom Staate gefördert werden, weil sie aufs engste mit dem staatlichen Strafwesen verknüpft ist.

2. Die ausübenden Kräfte der Entlassenenfürsorge sind in erster Linie die Gefängnisgeistlichen, sowie die staatlich angestellten Fürsorger. In gemeinsamen Beratungen mit allen in Betracht kommenden Beamten ist von diesen während der Strafverbüßung festzustellen, wer von den Gefangenen einer Fürsorge würdig und bedürftig ist, und welche Schritte unternommen werden müssen, um das Ziel ihrer Wiedergewinnung für ein gesetzmäßiges Leben zu erreichen. Mit Gewohnheitsverbrechern und psychopathisch veranlagten Leuten darf die Entlassenenfürsorge sich keinesfalls belasten. Sie muß sich vielmehr auf die besserungsfähigen Elemente beschränken.

3. Es ist dafür zu sorgen, daß diese besserungsfähigen Leute nach der Entlassung in eine Umwelt hineinkommen, in der sie innerlich gefördert und in ihren früheren schlechten Gewohnheiten nicht bestärkt werden. Deshalb müssen die Fürsorger sich schon während der Strafverbüßung über die Verhältnisse der Gefangenen genau informieren und nötigenfalls sich mit den Angehörigen derselben in Verbindung setzen. Sofern sie selbst hierzu nicht imstande sind, oder wenn diese Leute in anderen Orten wohnen, müssen die Fürsorger sich nach Helfern umsehen, die sie in ihrer Arbeit unterstützen.

4. Solche freiwilligen Helfer werden in erster Linie in den Kreisen der Fürsorgevereine für entlassene Gefangene zu finden sein, deren viele Hunderte in allen Teilen Deutschlands existieren und segensreich wirken. Aber auch sonst gibt es genug sozial gesinnte Leute, die sich gern in den Dienst einer so wichtigen Arbeit stellen werden. Die Helfer müssen vor allem die Entlassenen in der Freiheit betreuen, denn erfahrungsgemäß befinden sich unter den Letzteren viele schwache Charaktere, die wohl vom besten Willen beseelt sind, trotz aller guten Vorsätze aber doch leicht wieder Versuchungen unterliegen, wenn sie nicht Anhalt und Führung haben. Es ist deshalb darauf zu sehen, daß solche Leute sich nicht selbst überlassen bleiben, wenn sie die Strafanstalt verlassen, sondern daß sie unter Aufsicht wohlgesinnter Menschen gestellt, und mit Gemeinschaften in Verbindung gebracht werden, die eine Garantie für die Stärkung ihres Charakters und die Festigung ihres Willens bilden.

5. Ebenso wie die nach verbüßter Strafe zur Entlassung kommenden Leute, sollten auch diejenigen behandelt werden, die begnadigt oder beurlaubt werden. Es ist ernstester Erwägung wert, ob nicht überhaupt Gnadenakte nur unter der Bedingung erwiesen werden sollten, daß die Betreffenden sich mindestens eine Zeitlang freiwillig einer Schutzaufsicht unterwerfen. Erst dann könnte mit einiger Sicherheit darauf gerechnet werden, daß solche Gnadenakte nicht an Unwürdige verschwendet werden.

6. Erforderlich ist eine Zentralstelle, in der alle Fürsorge- und Schutzmaßregeln zusammenlaufen. An ihrer Spitze sollte tunlichst ein Gefängnisgeistlicher stehen.

Hamburg Heinrich Seyfarth

Malente

Im Jahre 1908 wurde von einer Gruppe schleswig-holsteinischer Freunde der „Christlichen Welt" der theologische Ferienkursus Malente gegründet. Er hatte neben ähnlichen gleichzeitig entstehenden Gebilden von vornherein nach dem Willen seiner Gründer ein ganz bestimmtes Gesicht. Einmal sollte das persönliche Zusammenleben der Teilnehmer und der freundschaftliche Gedankenaustausch neben den Arbeitsstunden eine wesentliche Seite der Zusammenkunft sein. Vor allem aber sollte deutlich und bestimmend sein die innere Geschlossenheit des tragenden Kreises: „daß nämlich Leben und Arbeit nur ruhen kann auf einer gründlichen und immer wiederholten Durchbildung im Erbe der Väter, und nur durch eine gründliche, stets erneute Auseinandersetzung mit den Fragen und Tatsachen der Wirklichkeit ein gesunder Fortbestand des religiösen Lebens gesichert ist". So hieß es damals. Es handelte sich danach nicht um eine feste kirchliche oder gar kirchenpolitische Front, sondern um eine christlich-kirchliche Haltung, die eben nach unserer Meinung die der „Christlichen Welt" war. Damit war durchaus gegeben und ausdrücklich ausgesprochen, daß auch Menschen anderer Art willkommen seien, selbstverständlich so, daß sie den Charakter dieses Kreises respektierten. Es ist nicht verwunderlich, daß hin und her im Laufe der Geschichte der Malenter Tage der Eindruck entstand, gewiß hier und da auch entstehen konnte, als ob es sich hier um Zusammenkünfte etwa der historisch-kritischen Theologie, der religionsgeschichtlichen Gruppe oder gar der „liberalen" Theologie handle. Das hat jedenfalls nicht im Sinne der Gründer gelegen. Das ist auch immer von neuem, besonders in einzelnen Tagungen, die oft gerade Höhepunkte in der Geschichte des Kursus waren, offenbar geworden. Der innere Wille von „Malente" war es und ist es immer wieder: die Beziehung zu suchen und lebendig zu halten zu der tragenden Mitte allen christlichen Lebens in der Heiligen Schrift, dabei immer zu wissen von ihrem quellenden Reichtum in immer neuen Gestaltungen christlichen Glaubens und Lebens, und dabei immer zu hören auf die Stimmen der Zeit, in die jeweils die christliche Botschaft hineingesagt und geformt werden soll. Daß der Versuch, eine solche Haltung zur formenden Kraft einer Tagung werden zu lassen, schwierig ist, liegt am Tage; denn diese Haltung will auf der einen Seite wirklich eine Haltung sein, ein Gesicht haben — und es ist zugleich gerade dadurch bestimmt und gesagt, daß sie ihre Art in der Lebendigkeit fließenden Lebens hat. Es ist einfacher, dazustehen in festen Fronten, deren Grenzmarkierungen man auf dem Kartenblatt aufzeigen kann. So erlitt „Malente" im Laufe der beiden letzten Jahrzehnte langsam das Geschick, von vielen seiner Besucher nicht mehr als die große Feierstunde des Jahres geliebt zu werden; verlor besonders auch in der theologischen Jugend an Anziehungskraft. (Wenn auch die Zahl der Besucher fast ständig wuchs, muß das gesagt werden). Gewiß hat dazu mitgewirkt die Bildung neuer Schülerschaften und Gruppen in der Theologie, gewiß auch, daß andere Lebensinteressen stark in den Vordergrund traten, gewiß auch, daß man innerhalb der älteren Gründergeneration sich gelegentlich verfestigte. Aber das Entscheidende wird die Frage sein, ob jene Haltung, die wir gekennzeichnet haben, noch nötig und möglich ist heute wie damals.

Diese Haltung möchte ich jetzt, ohne Rücksicht auf die uns selbstverständliche Bezogenheit auf die Stimme der Zeit, hier noch einmal nach zwei Seiten hin charakterisieren. Wo die Einzelnen in „Malente" in ihren Lebenskreisen und Aufgaben auch stehen mögen — „Malente" selbst ist keine solche Front — sie sehen sich mitten in Kampf und Arbeit darauf hingewiesen, immer von neuem mit Anderen zusammen alle ihre Sätze und Stellungen zu beziehen auf die tragende und normierende Mitte des Evangeliums und immer wieder auf das ernsteste zu versuchen, diese tragende und normierende Mitte in ihren Sätzen und Stellungen wirksam werden zu lassen. Damit ist aber das andere gegeben, daß die von „Malente" ein Bewußtsein davon haben, daß ihre Sätze und Stellungen, ihre Fronten, Grenzen haben; Grenzen in dem Sinne, daß sie nicht das Ganze sind, und daß deshalb das aufhorchende Gespräch mit Menschen anderer Fronten heilsam und nötig bleibt. Ich glaube, daß ich in unseren Tagen nicht zu beweisen brauche, daß die Möglichkeit einer Zusammenkunft von solchen Menschen überall nötig und gesegnet wäre. Man kann und darf auf christlichem Boden dagegen nicht einwenden, daß dadurch Arbeit und Ringen der Fronten, das gerade in der geschlossenen Festigkeit der Fronten seine Kraft gewinnt, innerlich erweicht und geschwächt würde. Das würde denen recht geben, die behaupten, daß, wenn wir im Ewigen zu leben suchen, Arbeit und Kampf des Erdenlebens dadurch erweicht und geschwächt würde.

Man hat versucht, die einigende Mitte — das Wort Mitte immer gebraucht von der Mitte des Kreises her, nicht von der Mitte zwischen zwei Stellungen — an einem anderen Ort zu suchen. So glauben die Berneuchener, im gottesdienstlichen Leben, und zwar im besonderen in der Liturgie, diesen Ort gefunden zu haben. Dort wollen sie für die ringenden Kräfte die e i n e heilige christliche Kirche lebendig und wirksam werden lassen. Andere, ich nenne nur die Gruppenbewegung, glauben den Ort aufzeigen zu können im Erlebnis und in der christlichen Tat. Sie seien gesegnet und mögen den Dienst leisten, der da geleistet werden kann. Aber das ist nicht „Malente". „Malente" sucht die einigende Mitte im Lande der christlichen Botschaft selbst. „Malente" läßt die dort Zusammenkommenden bleiben in dem Leben, das sie auch in ihren Fronten haben. „Malente" versucht in der Welt der Verkündigung, in der Welt christlichen Glaubens und Lebens, in der Welt kirchlicher Arbeit und Gestaltung das zum Ausdruck zu bringen, was wir zu zeigen suchten, dort den Ort aufzusuchen und zu zeigen, an dem die Vielen von ihren einzelnen Orten her wirklich zusammenkommen können und zusammenkommen müssen. Mitten im Kampf, mitten in der Arbeit muß der verbindende Frieden aufbrechen und leben, muß man darum wissen, daß alle Sätze und Stellungen immer neu die Bezogenheit auf die tragende und normierende Mitte des Evangeliums suchen müssen und daß deshalb bei dem quellenden Reichtum dieses Evangeliums das aufhorchende Gespräch mit Menschen anderer Fronten heilsam und nötig bleibt. Deshalb — und wenn es jeweils auch nur wenige Teilnehmer sind — scheint mir die Frage der Existenz von „Malente" keine provinzial-kirchliche Angelegenheit zu sein, sondern eine Frage und Aufgabe allen kirchlichen Lebens in unseren Zeiten. Darum haltet „Malente", suchet „Malente", bauet „Malente".

Hamburg Heinz Beckmann

Literarische Querschnitte durch Germanien

4

Für den weiteren Fortgang dieses Aufsatzes ist anzumerken, daß wir uns nun von ruhigen, wissenschaftlichen Betrachtungen zu Versuchen wenden, die weniger wissenschaftliches Interesse befriedigen als ein Wunschbild darstellen wollen. Hier stehen obenan der Rasseforscher H. F. K. Günther[1]) und der Literarhistoriker Hans Naumann,[2]) die beide

[1]) H. F. K. Günther, Frömmigkeit nordischer Artung. Jena, Diederichs 1934. 43 S. 1.20 M.

[2]) Hans Naumann, Germanischer Schicksalsglaube. Jena, Diederichs 1934. 95 S. 2.40 M.

auf ihren Fachgebieten unstreitig Vorzügliches geleistet haben (man vgl. meine Besprechung von H. Naumann, Die deutsche Dichtung der Gegenwart, CW, Sp. 269 f.); sie wollen zwar dem Religionswissenschaftler die Arbeit nicht abnehmen, aber sie tun es faktisch und verraten dabei so stark subjektive Neigungen, daß das Vorgetragene kaum über eine völlig unkritische und zum Teil oberflächliche Plauderei hinauswächst. Es scheint geradezu, als ob Beide für diese Exkursion ins religiöse Deutungsgebiet ihre Wissenschaft zu Hause gelassen hätten, denn an keiner Stelle haben sie ihre eigenen Wünsche bezähmt und ihren Gegner geschont, obwohl sie Beide wissen mußten, daß zur Kritik des Gegners auch dessen Kenntnis gehört, und die muß ich ihnen in diesem Falle absprechen. Gegner ist das Christentum, besonders seine sittliche Wirkung, und ich gebe zu, daß man, um diese zu kennen, nicht Christ zu sein oder gewesen zu sein braucht; man braucht auch nicht Theologe oder Religionswissenschaftler zu sein (obwohl eine genaue Kenntnis der Tatsachen auch eine Haltung voraussetzt und zur Folge hat, die Positives und Kritisches in gleicher Weise zu bewerten gewillt ist); aber grundlegend scheint mir, daß man eine genaue Vorstellung von dem hat, was man als „Christentum" angreift, daß man also sagt, ob man damit den Gehalt der Bibel und des Urchristentums oder die mehr oder weniger rühmlichen Vertreter im Laufe einer 2000jährigen Geschichte desselben meint. Meint man also das Christentum im ersten Sinne, im biblisch-urchristlichen, so ist es billig, dafür dieselben Erfordernisse der Gerechtigkeit zu verlangen, die Naumann bei Beurteilung eines Dichtwerkes, Günther bei der Untersuchung eines Volksstammes walten lassen, bevor sie die Motivketten, den Aufbau und das Zusammenspiel oder die rassischen Körper- und Seelenmerkmale derselben be- und verurteilen. Hier wage ich aber zu bezweifeln, ob diese Kritiker des Christentums nach ihrer Schulzeit noch ein Mal, ohne absolut kritischen Willen, die Bibel in der Hand gehabt oder sich mit alter Kirchengeschichte beschäftigt haben. Und meint man jenes zweite, das von Päpsten oder protestantischen Schwärmern im Laufe seiner Geschichte entstellte Christentum, und macht das zum Gegenstand der Kritik, so sind diese Fehler von Anderen schon früher, besser und schauriger dargestellt, als es hier mit der germanischen Religion als Hintergrund und auf so engem Rahmen gelingen konnte. Meint man jedoch mit dem Christentum wesentlich das aus dem Alten Testament stammende, so bleibt manches harte Urteil um so unverständlicher, das ganz offenkundig über das Christentum als Ganzes ausgesprochen wurde.

5

Kampf gegen das Christentum, gegen seine schadhaften Stellen, seine geschichtlichen Risse und Kompromisse hat ihm immer noch genützt. Auch der von der Deutschen Glaubensbewegung und der Rassenkunde angesagte Kampf soll aufgenommen werden (Günther hielt den Inhalt dieser Broschüre als Vortrag bei der Scharzfelder Tagung der DG; Naumann steht, soweit man aus seiner Haltung schließen kann, den Gedankengängen dieser Bewegung sehr nahe). Was werfen sie dem Christentum vor?

Wenn der Mensch das Bewußtsein seiner schicksalhaft bedrohten Lage nicht mit Wurmgefühl beantwortet, sondern mit heroischer Haltung und besonderer Aktivität, so wird er nicht so sehr dazu neigen, die Welt in Gut und Böse aufzulösen, als vielmehr in Freund und Feind (31). Immer ist die Antwort, die das Temperament des germanischen Menschen auf solche Erfahrungen gibt (daß man sich getäuscht hat), nicht aus dem schwarzweißen moralischen Bereich genommen, sondern von der sauberen Ebene der Freundschaft und Feindschaft (37). (Sperrung von uns.)

Dies sind zwei Stellen aus Naumanns Buch, das in seinem ersten Kapitel besonders die „Schöpfung aus dem „Nichts" im christlichen Sinne zur Leitlinie seiner eigenen Darlegungen macht und dann zu dem Urteil kommt: „Der Gott, der allein lebt, der vor der Materie da war, der die Welt aus dem Nichts erschuf: das ist ein gänzlich anderer Gottesbegriff, der aus nichtgermanischen Bezirken zu uns kam, die im Vermögen zur Religionsbildung ein besonderes Uebergewicht besaßen..." (16) — und dann folgen im Naumannschen Text die Punkte! Heroischer wäre es gewesen und auch besser, wenn Naumann auch das Urteil, das ihm wohl im Sinn lag, seinem Leser nicht vorenthalten hätte; aber es sollte wohl etwas ganz Unmögliches kommen. Und gerade dieses „Nichts", dieser für germanische Begriffe anscheinend undenkbare Zustand, wird etwas später gegenüber einer Eddastelle in jenes charakteristisch andere Licht gestellt, daß man an jeglicher gleichmäßig verteilten Beurteilung und Kritik verzweifeln muß: „Denn das ist im Grunde immer der Unbegreiflichkeiten größte, jener gähnende Zwischenzustand des Nichts, wo es keine Erde gibt und keinen Himmel darüber, weder Baum noch Berg, weder Stern noch Sonne, wo der Mond nicht leuchtet noch das herrliche Meer" (28). Es ist jener Zwischenzustand nach dem Untergang der alten Welt und der Heraufkunft der neuen, die hier also auch irgendwie, aber doch ganz „unsemitisch", aus dem „Nichts" neu ersteht! In dieser Plauderei wird dann Lokis „grandiose Unverschämtheit", mit der er in dem Wortstreitgedicht (Lokasenna) auftritt, mit der Kunst eines Aristophanes verglichen! (33), und wo der Verstand und die Vernunft zu Erklärungen nicht hinreichen, soll man alles eben „hindurchfühlen" (19 unten). Wenn auch nur an einer Stelle dieses Buches dieselben Mittel für das Christentum in Anschlag gebracht worden wären, wenn man mit dem gleichen Wohlwollen „hinter dem (christlichen) Bild die Grundvorstellung" gesucht hätte, wie man dies bei den germanischen Quellen tut, so wären wir für noch härtere Kritik dankbar gewesen. Manches Schöne steht auch in diesem Büchlein, manches Herzerfrischende, und es mag Menschen geben, die das Positive freudiger und das Negative leichter aufnehmen als ich; für sie ist es durchaus zu empfehlen.

6

Man vergleiche mit Naumanns heutigen Ausführungen etwa seinen Göttinger Vortrag in der Zeitschrift für Deutschkunde 42, 1928, S. 321 ff. über „Christentum und Deutscher Volksglaube", oder den in Salzburg am 27. September 1929 gehaltenen über „Die Götter Germaniens"![3]) Oder auch die neueren Arbeiten von W. Baetke[4]) und Joh. Bühler,[5]) die in gleicher Weise wie die des früheren Naumann sich durch wissenschaftliche Vorsicht, zurückhaltende Deutung der germanischen Religion auszeichnen. Da wird offen zugestanden, daß es nicht möglich ist, die religiösen Gebräuche und Vorstellungen der Edda einfach als „germanisch" hinzustellen. Die Edda, deren älteste Lieder aus dem 9., deren jüngste Erzeugnisse aus dem 13. Jahrhundert stammen, kann nicht ohne weiteres als „germanischer" Mythus gelten, wie es in dem vorliegenden Naumannschen Deutungsversuch, der frei von jeglicher kritischen Untersuchung ist, scheinen muß. Und nehmen wir für Naumanns heutige Deutungsgrundlagen den günstigsten Fall an, daß keine von ihnen „außergermanischen" Bezirken entstamme, so ist damit noch nicht jene andere Inkonsequenz behoben, als müsse alles Germanische zugleich auch deutsch sein! Man erinnere sich an den einleitenden Satz von Naumanns Salzburger Vortrag: „Es war den Göttern Germaniens nicht bestimmt, auch zu Göttern Deutschlands zu werden." Dies muß auch heute noch gesagt und betont werden, denn daraus geht auch andererseits hervor, daß für uns Deutsche, die wir eine tausendjährige Geschichte hinter uns haben, nicht alles Germanische, das je wirksam war, verbindlich war noch es für die Zukunft werden kann. (Man beobachte denselben Fehler bei Hauer u. A., der seinen Anhängern den „deutschen Glauben" zurückgewinnen will, indem er sich unterschiedslos auf germanische Quellen beruft!) Man vergißt bei all diesen Neuerungsversuchen, darauf hinzuweisen, daß das völkische, kulturelle, geographische Verhältnis nicht, wie oft angenommen wird, so ist, daß „germanisch" der weitere, „deutsch" der engere Kreis ist; man vergißt weiter anzugeben,

[3]) Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, 8. Bd., 1930, S. 13 f.

[4]) W. Baetke, Art und Glaube der Germanen. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt, 1934, besonders im ersten Abschnitt.

[5]) Joh. Bühler, Urzeit, Bauerntum, Aristokratie. Berlin, de Gruyter, 1934, besonders S. 155 ff.

daß mehr als die Hälfte des alten Germaniens dem Germanentum oder richtiger dem Deutschtum nach einer Jahrhunderte währenden slawischen Besiedlung erst wieder zurückgewonnen werden mußte; man vergißt ferner, darauf hinzuweisen, daß die geschichtlichen Ereignisse aus dem Germanentum ein in vieler Hinsicht von diesem tief wesensverschiedenes Deutschtum herausgebildet haben, das viel Germanisches als wesensfremd empfinden mußte; man vergißt überhaupt, mit geschichtlichen und kulturellen, staatlichen und religiösen Umbildungsprozessen zu rechnen, die das Wesen des Deutschtums selbst erst herausbildeten, manchmal oft gerade im Gegensatz zu den übrigen „germanischen" Eigenarten der Angelsachsen, Franken u. a. Dies alles aber muß gesagt werden, wenn man Schriften herausgibt, die schon in ihrem volkstümlichen Stil verraten, daß sie für weite Kreise berechnet sind, die all dies aber nicht wissen können!

Gibt man aber diese Wesensverschiedenheiten zu, wie sie zwischen „germanisch" und „deutsch" bestehen, so hat man sofort wieder eine andere Entschuldigung zur Hand: sie seien das Ergebnis einer gewaltsamen Ueberfremdung! Man argumentiert etwa so, daß die germanische Rasse bereits im Niedergang begriffen gewesen sei, als der christliche Ansturm sie überrannt habe. Hier muß aber eine andere Frage gestellt werden: ist die Rasse eines Menschen wirklich der Rohstoff, aus dem alle Lebensschichten gebildet sind; ist sie wirklich der unbewußt wirkende Grundstoff, der „allein abgelöst ist von den verwirrenden Einflüssen menschlichen Willens und menschlicher Willkür";[6]) und ist vollends der nordische Einschlag der von allen Rassen schöpferischste — dann ist es einfach unbegreiflich, daß sie tausend Jahre lang von fremden Willensmächten niedergehalten werden konnte und erst heute wieder sich auf ihre unbewußt schöpferische Kraft besinnt! Beobachtet man den rassisch-religiösen Aufbruch von Bergmann über Günther, Hauer bis zu H. Wirth, so wird man aber vielmehr zu der Einsicht kommen, daß er das Ergebnis wissenschaftlicher Hypothesen, philosophischer Spekulationen und religiöser Wünsche und allerlei sich daran anschließender Willenskundgebungen ist, nicht aber vielleicht „unbewußt" durchgebrochen sei. Was ist nun eigentlich das Mächtige im Menschen: sittlicher Wille oder rassischer Trieb? Was hat nun eigentlich bei der Christianisierung der Germanen gesiegt und über was wurde gesiegt? Siegte artfremder Rassetrieb über den im Niedergang sich befindlichen nordischen — oder siegte christlich-sittliche über germanische Willensauffassung? Wer noch nicht weiß, wie solche Siege erfochten werden, der kann es heute erfahren.

Auf die eben angedeutete Unterscheidung zielt auch das von Herm. Dörries im letzten Heft der „Jungen Kirche" (Nr. 14, besonders S. 578 ff.) vorgeschlagene Experiment hin, wenn er Hauer „religiöse Texte indogermanischen, semitischen und kleinasiatischen Ursprungs ohne die Namen ihrer Verfasser" vorlegen will, damit dieser nun aus seiner „Deutschen Substanz" heraus feststelle, was „arisch und was nichtarisch" sei. Ist Rasse, rassisches Fühlen ein selbsttätiges Agens, unabhängig von Wille und Erkenntnis, dann müßte Hauer gewinnen; ist sie aber erst wirksam, wenn man ihren Namen nennt, wenn man sie bewußt gemacht hat durch Konstruktion und Demonstration, dann dürfte Hauer an diesen namenlosen Texten scheitern — dann ist aber auch der ganze rassisch-religiöse Unterbau dieser Bewegung eine Sache der Willkür, nicht aber unbewußt wirkende göttliche Grundkraft.

7

Günther geht in seinem Vortrag gegen die sattsam bekannten und als „vorderasiatisch-semitisch" verrufenen Anschauungen des Christentums vor und stellt ihnen „indogermanische Frömmigkeit" gegenüber. Indogermanisch, nordisch, arisch — alles bedeutet hier vorläufig dasselbe, und das ist es, was von vorneherein stutzig macht: als ob alle Indogermanen „nordisch" und alles übrige eben „nicht nordisch" wäre; als ob religiöse Furcht und Gott als „Gewaltherr" nur semitischen, als ob die Gottesvorstellung in den Kategorien der Vater- und Freundschaft nur indogermanisch-nordischen Ursprungs gewesen wäre! Und als ob Entschlossenheit zum Schicksal, Bewährung im Schicksal nicht auch ein Hiob oder Jesaja gezeigt hätten und so nicht „nur" nordisch sein kann? Ich müßte hier viele Vorwürfe gegen das Christentum wiederholen und mit denselben Gründen widerlegen, wie dies z. B. Leese[7]) und Witte[8]) getan haben; aber wertvoll ist es, anzumerken, daß der hier angelegte Maßstab indogermanischer Frömmigkeit im wesentlichen von den Hellenen, Goethe, Schiller, Schopenhauer, Nietzsche her gewonnen wird (Goethe neben Nietzsche, Schopenhauer neben Schiller, und das Ganze „indogermanisch"!).[9]) Damit will man den Gegner überwinden, den man in seinen schwächsten Punkten aufsucht, damit die Niederlage um so größer werde. Es geht aber einfach nicht an, eingangs zu schreiben, daß man nur „die Höhen indogermanischen Frommseins überblicken", nur das „Ursprüngliche in seiner reinsten und reichsten Entfaltung" (9) aufsuchen wolle, den Gegner aber in seiner schwächsten Stunde, an seiner verwundbarsten Stelle aufzusuchen und tödlich zu treffen gedenkt. Das christliche Volk, in Deutschland seit seiner Entstehung eng verbunden mit dessen schicksalhaftem Niedergang und Aufstieg, hat eine bessere Kampfesweise verdient, als man sie ihm hier anbietet. Denn hier wird das Christentum nur als Um- und Hintergrundswelt für germanische, arische, nordische Frömmigkeitsgefühle mißbraucht; die private Absicht überspringt den objektiven Tatbestand christlicher Heldengestalten und Kampfnaturen, und die Frömmigkeit christlicher, d. h. „vorderasiatisch-semitischer" Artung schafft in dieser sich fast zwanglos anmutenden Gegenüberstellung den dunklen Rahmen, in dem die germanischen „Höchstwerte" in fleckenloser Reinheit erstehen können.

Und ich glaube auch nicht, daß man auf diese Weise ein Volk auf die Dauer gewinnt und eine wirkliche germanische Wiedergeburt erreicht, die man in vielen Teilen für unser Volk zu begrüßen hätte. Hier jedenfalls wäre der Name Germanische „Wiedergeburt" oder „Renaissance" noch nicht am rechten Fleck gebraucht, weil man nicht auf das Ganze germanischen Lebens geht, weil man noch zu sehr in der Negation des Gegners steckenbleibt, anstatt die eigene Position schärfer, ehrlicher, gerechter abzustecken und dem danach „hungernden" Volksteil zu reichen.

Aber was noch nicht ist, kann alles noch werden. Zu dem gesuchten und gefundenen Rückweg muß sichere Ruhe und ein freier Blick, vor allem aber aufrichtiges Maß- und Grenzgefühl hinzutreten, soll nicht alles wieder in Hybris, eitle Selbstüberhebung ausarten. Man soll nicht unbedingt wiedergebären wollen, wo der Mutterboden dazu fehlt. Was man will, erreicht man nicht in Konstruktionen, denen das Fundament fehlt, sonst fällt der Turm zu früh in sich zusammen. Man muß aufs ganze Leben, seine Gangart und Schrittweite sehen und zufrieden sein, wenn die Neubildung und völkisch-religiöse Wiederbelebung eine sinnhafte Nachbildung wird, d. h. der Sinn der Gegenwart und Vergangenheit nur da zusammengeführt wird, wo er aus sich heraus zusammendrängt. In dem Ruf „Zurück zu den Quellen" muß dennoch

[6]) H. F. K. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes. München, Lehmann, 1927, 5. Aufl. S. 9.

[7]) Kurt Leese: Rasse, Religion, Ethos. Gotha, Klotz-Verlag.

[8]) Joh. Witte: Deutschglaube und Christusglaube, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht; beide 1934 erschienen.

[9]) Man vergleiche hiermit auch die herzerfrischende Polemik Jos. Nadlers gegen Günther in der Zeitschrift „Dichtung und Volkstum", 35. Bd., 1. Heft, 1934 (erscheint in Metzlers Verlagsbuchhandlung in Stuttgart), wo er Seite 13 über Günthers summarisches Urteil, daß Goethe „seine rassischen Bestände mit klug verteilten Rollen gespielt" habe (Günther sowohl als auch Merkenschlager sind nämlich der Meinung, daß in Goethe sich alle deutschen Rassenbestände vereinigt hätten, er also nordisches, ostisches, dinarisches und westisches Bluterbe in sich trage), in bitterem Spott sagt: „Nur in seinen vier Wänden ließ er (Goethe) sich in ostisch entstraffter Haltung gehen. Wenn er sich zum Dichten niedersetzte, fiel ihm immer rechtzeitig sein nordischer Einschlag ein und er ließ sich durch ihn zu apollinischer Haltung bewegen. Wenn er aber die Stimmung ausschöpfen wollte oder am ‚West-Oestlichen Divan' arbeitete, hatte sein dinarischer Einschlag das Wort." Dabei ist, fährt Nadler fort, Goethe der einzige bedeutende Deutsche, dessen Abstammung wir aufs genaueste besitzen und verfolgen können.

ein Vorwärts liegen, etwa wie bei Luther der Rückgriff aufs Evangelium gerade den entscheidenden Schwung vorwärts auslöste.

Renaissance ist Wiederbelebung; aber nur ein Leben, das in uns selber ruht, das potentiell vorhanden ist, kann gleichgerichtetes Leben vergangener Zeiten neu erwecken. Noch genügt der Atem unserer Zeit nicht (zweier Jahrzehnte, um hoch zu greifen), um den Sinn von Jahrtausenden, wie der des alten Germanien, freizulegen und zu neuem Leben zu bringen. Auch wenn man den heutigen Geist Deutschlands und den des alten Germaniens als Brüder anerkennen will, wird man dennoch in den Schriften Naumanns und Günthers die brüderliche Geduld vermissen, die den Geist jener Zeit zuerst nach Weite, Höhe und Tiefe ausmißt, bevor sie ihn aus dem Schoß des Vergangenen heraufbeschwört. Das alte Bild muß für die Gegenwart feindlich wirken, wenn es, von unbrüderlicher Hast und unwissenschaftlicher Konstruktionssucht gerufen, zum Zerrbild wird. Zerrbilder des Lebens rächen sich.

(Schluß folgt)

Kiel Otto Hubele

Iwan Bunin

Vier Werke sind von Iwan Bunin, dem ersten russischen Dichter, der den Nobelpreis (im Jahre 1933) erhalten hat, in deutscher Uebersetzung erschienen. Eins davon, vor über dreißig Jahren veröffentlicht, ist samt seinem Verlag verschollen. Das zweite, der Roman „Mitjas Liebe", ist vergriffen und nur noch durch die Deutsche Bücherei in Leipzig zu haben. Das dritte sind die Novellen mit dem Titel der ersten „Der Herr aus San Francisco" (Berlin, S. Fischer. 195 S. 1.50, geb. 2.50 M.). Das vierte „Im Anbruch der Tage" ist soeben erschienen (Berlin, Cassirer 1934. 337 S. geb. 5.50 M.).

Bunin ist für uns nicht nur bedeutsam als ein kraftvoller Gestalter, der bei der Darstellung starker Gegensätze scharfe Beobachtung der Wirklichkeit mit lyrisch ergreifender Gefühlsfülle vereinigt; dieser Hauptvertreter der russischen Emigrantendichtung ist uns besonders anziehend durch die Art, wie er in sehnsüchtiger Liebe zur alten Heimat die slawische Seele künstlerisch verkörpert.

Der Roman „Mitjas Liebe" stellt mit glühend heißem Atem die qualvolle Liebesentzückung und Enttäuschung eines reinen Jünglings durch eine sinnliche Schauspielerin dar — Werther und Salome auf russischem Boden —, reich an Psychologie und Naturinnigkeit in Verbindung mit der russischen Landschaft und den patriarchalischen Formen des Landlebens.

In den Novellen handelt es sich etwa um einen verwahrlosten Wollüstling, der von Kiew nach Moskau fährt, einen Streifzug durch die niedrigen Vergnügungen der Großstadt macht, um dann unerkannt der Trauung seiner Tochter in ihrer blütenreinen Unschuld und Schönheit beizuwohnen. Nun treibt es ihn, zum Revolver zu greifen; aber er ist zu zermürbt. So fährt er, ein schmutziges Stück Mensch, ins Elend zurück.

Oder ein Mädchen in schwellender, unbewußter, gesunder Sinnlichkeit wächst auf dem Bauernhof am Wege heran, und wie der Weg in die Ferne und ins Weite geht, so ihre schweifende Sehnsucht. Dieser Sehnsucht bemächtigt sich ein kühner, roher Bursche, dringt durch die Pforte der Sinnlichkeit in ihr Inneres ein und verwüstet es.

„Brüder" sind in der gleichnamigen Novelle, die in Colombo spielt, der Rikschaläufer, den die Zivilisation zu Tode hetzt, und der Engländer, den der Zivilisationsüberdruß durch die Erdteile jagt, Brüder, auch wenn der Eine zwischen den Stangen der Deichsel läuft, der Andere sich auf den Polstern des Wagens dehnt.

Welch einen Gegensatz bildet eine Welt, wo das Wort „Brüder" Wesen und Wahrheit ist, zu dieser verlogenen Welt!

Von den Delikatessen des Daseins und dem untertänigen Bedientenlächeln der Hotelangestellten umgeben, wird der Millionär aus San Franzisko vom Schlage getroffen; er verröchelt im Lesezimmer des Hotels und ist plötzlich ein sehr unliebsamer Gast geworden. Die rohe Wirklichkeit zertrümmert die glitzernde Scheinwelt, die ihn umgeben hatte.

Bunin ist ein Erzähler mit stark lyrischem Empfinden, und der Ton seiner Erzählung ist der eines Menschen, der viel gelitten hat.

Diesen Dichter menschlich verstehen und lieben läßt uns das letzterschienene Werk „Im Anbruch der Tage". Darstellung der eigenen Jugendentwicklung und edelste Dichtung hohen Ranges, vereinigt es wiederum die beiden so entgegengesetzten Züge scharfer Wiedergabe der Sinneseindrücke und seelischen Reichtums. Von Liebe und Sehnsucht durchbebt, ersteht vor uns das Bild einer Dichterjugend und zugleich das Bild des alten großen Rußland, beide Bilder Spiegelungen der weichen, träumerischen und schwermütigen slawischen Seele, so daß darin die große Dichtung ihre Einheit gewonnen hat und zugleich ein ergreifendes Kulturdokument geworden ist.

Dessau-Ziebigk Gerhard Heine

Die Weltanschauung des Mittelalters

Die Weltanschauung des Mittelalters. Von Heinrich Schaller. München u. Berlin, R. Oldenbourg. 170 S.

Mit diesem Buch wird eine Lücke auszufüllen versucht, die schon lange von Fachleuten wie Laien empfunden war: es fehlte bisher trotz vieler vorhandener Einzeldarstellungen ein Werk, das einmal wieder ein Gesamtbild der mittelalterlichen Weltanschauung vermittelt. Zwar besitzen wir eine solche Arbeit aus dem Jahre 1887 von dem Staatsarchivar Heinrich von Eicken in seinem Buch „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung", das für seine Zeit in überaus verdienstvoller Weise die Bildungsmächte aufwies, aus denen das Mittelalter des Abendlandes erwuchs, das die mittelalterliche Weltanschauung aus der Universalidee des „christlichen Gottesstaates" heraus darstellte. Inzwischen aber ist fast ein halbes Jahrhundert vergangen, das mit den wertvollen Arbeiten von Breysig, Troeltsch, Lamprecht, Max Weber, Manitius, Bühler, Strunz u. A. so viel neue Erkenntnisse zum Wesen des Mittelalters hinzugesteuert hat, daß eine Gesamtbesinnung auf das Gewonnene gerade auch für das Problem „Mittelalterliche Weltanschauung" höchst erwünscht ist. Umfaßt Eickens Kompendium über 800 Seiten, so hat Schallers Arbeit nur ein Fünftel dieses Umfanges. Man kann also von Schaller, der ja auch keine überflüssigen Wiederholungen bringen will, nicht ein Unternehmen erwarten, das dem Eickenschen an Substanz, quantitativ wie qualitativ, zu vergleichen wäre. Aber man wird nach dem Fortschritt fragen, den Schaller erreicht, und nach den Ergebnissen, die aus den seither vorliegenden Forschungen zu erwarten sind.

Schaller faßt den Begriff des Mittelalters lockerer, als es zu Zeiten Eickens und seiner Vorgänger üblich war, vornehmlich Troeltsch, Lamprecht, Spengler dabei berücksichtigend. Die vergleichende Kulturmorphologie gestattet ihm, das Mittelalter des Abendlandes beziehungsreicher zur Umwelt und zur eigenen Vorgeschichte, dadurch zugleich farbiger und minder begrenzt zu sehen als dies früher üblich war. Er scheidet seine Untersuchung und Darstellung in zwei Teile: „Die geistige Welt" und „Die religiöse Welt". Im ersten Teil stellt er dar, wie der geistige Mensch des Mittelalters die Welt anschaute und die Anschauung gestaltete. Sehr wertvoll ist hierbei seine Untersuchung des „mittelalterlichen Denkens"; er bezeichnet die Art mittelalterlicher Analogieschlüsse „etwa als vielfach vage, phantasievolle, gefühlsmäßige, metaphorisch-sinnbildliche, intuitive, bildhafte, poetische, Glauben und Wissen, Wirklichkeit und Metaphysik, Symbol und Begriff, Innen- und Außenwelt vermischende, vielfach naive und primitive, zu wenig auf Erfahrung und Induktion beruhende Analogie". Er zeigt, wie stark Dogma und Autoritätsglaube wirkten, wie aber die These von der sogenannten „mittelalterlichen geistigen Gebundenheit" nicht übertrieben werden darf angesichts so umfassender Geister wie Augustin, wie der Männer um Karl d. Gr. und wie Friedrich II. Mit besonderer Freude darf man Schallers Darstellung der „Kosmologie" (im Anschluß an Platons Timaios; Bernhard Silvester von Chartres, Wilhelm von Conches, Honorius, Kaiserchronik) und der „Großen Systeme" (Augustinus, Origenes, Dionys, Scotus Erigena, Albertus Magnus, Thomas v. Aquino, Duns Scotus) begrüßen. Schaller belegt hier seine Ausführungen durch umfangreiche Zitate aus den Werken dieser Denker und gibt damit eindrucksvolle Charakteristiken. Er kommt zu dem Ergebnis, „daß die geistigen Grundlagen des Mittelalters größtenteils aus Orient und Antike stammen, daß der Stil und die Struktur des geistigen Gebäudes aber neu und überraschend sind". Die Scholastik dagegen versagte, „weil ihr die Verbindung mit dem germanischen Mythos

abgeschnitten war"; sie konnte diesen nicht fortbilden, sondern hatte nur „das christliche Dogma intellektuell zu begründen, zu beweisen". Schallers Arbeit über die geistige Welt des Mittelalters ist tief herausholend, legt Gründe und Ziele, Möglichkeiten und Grenzen aufschlußreich dar. Man muß aber den von ihm gesetzten Begriff der „geistigen Welt" teilweise als zu streng und zu eng gefaßt empfinden; denn es fehlt immer noch Erhebliches daran; so vor allem die Geistigkeit des mittelalterlichen Rittertums; auch die Welt von Bauern und Bürgern hätte vieles beisteuern können, was seiner Darstellung der mittelalterlichen Weltanschauung zugute gekommen wäre.

Der zweite Teil des Buches umfaßt die religiöse Welt des Mittelalters. Die Entstehung des Katholizismus aus dem Riesenerbe von Judentum, Urchristentum, Orient und Hellenismus wird geschickt aufgezeigt. Wohl mag einzelnes in dieser synthetisch-morphologischen Schau Schallers nicht stimmen, weil die Religionsgeschichte unseres europäisch-orientalischen Kulturkreises im Zusammenhang noch nicht geschrieben ist; dennoch ist gerade der Versuch hier sehr dankenswert. Was bei ihm ein Kapitel ist, das verdiente einmal als umfangreiches Buch ausgeführt zu werden, wobei Schallers Versuch als heuristisches Element gute Dienste leisten könnte. Sodann stellt er „Dogma und Sakrament" in ihrer weltanschaulichen Auswirkung dar. Er zeigt die Grunddogmen (Trinität) und religiösen Grunderlebnisse (Sünde, Rechtfertigung) auf und führt die Stellung und Festigung der Kirche in der Gestaltung des dogmatischen und sakramentalen Aufbaus bis zum Tridentinum, wobei besonders verdienstlich Schallers klare, scharfe Formulierungen der unlösbaren Widersprüche von Rechtfertigung und Prädestination sind, die sich für die einzelnen christlichen Kirchen ergeben. Von tiefem Verständnis für die Sache getragen ist wiederum das Kapitel „Mönchtum und Orden", in dem Schaller richtig heraushebt, wie sehr das Mönchtum mit dem religiösen Ideal Ernst gemacht hat. Statt der an sich sehr feinen literarischen Beispiele, auf die er für die Mönchtypen hinweist, hätte er lieber auf die wirklichen geschichtlichen hinweisen sollen (z. B. die Ekkeharte, Notkers und Tuotilo in St. Gallen u. ä.). Glänzend ist die Charakteristik des Jesuitismus. Für die protestantische Welt seien folgende ernste Worte aus dem Buche angeführt: „Unsere protestantische Christenheit ist glücklich so weit verbürgerlicht, daß sie ein so unbürgerliches Phänomen" (eben das Mönchtum) „nicht mehr zu verstehen vermag." Schade, daß Schaller nur die Volksreligion des Spätmittelalters bespricht und das frühe und Hochmittelalter übergeht. Er hat recht, die Volksreligion dieser Zeitabschnitte ist noch wenig erforscht; aber es finden sich doch viele Ansätze und wertvolle Beiträge von Theologen, Germanisten, Romanisten und Historikern, die eine Skizze des bereits Vorhandenen sicher lohnten; man wäre gut imstande aufzuzeigen, wie etwa Heidentum und Christentum gemeinsam die Volksreligion schufen, wie das Germanentum unterirdisch in Volksbräuchen sein religiöses Leben weiterlebte. Ein Ausblick auf die religiöse Kunst schließt Schallers Buch ab; nach einer etwas kurzen Würdigung der bildenden Kunst mit feinen Einzelhinweisen geht Schaller noch besonders auf Dante ein, den er mit Recht an den Uebergang des Mittelalters zur neuen Zeit (Renaissance) setzt. Die reichen Zitate (wäre nicht Streckfuß, der die Terzinenform Dantes wahrt, angemessener als Geisows überfreie Nachdichtung?) aus dem Schluß des „Paradiso" stehen am Ende von Schallers Arbeit. Als Ganzes läßt sie noch viele Wünsche offen. Das liegt aber am Thema: „Die Weltanschauung des Mittelalters" darzustellen ist eine unendliche Aufgabe. Berücksichtigt werden sollten auch außer dem, was bereits als vermißt hervorgehoben wurde, Groteske und Humor. Beide ergeben viel neue geistige Perspektiven für das in Frage stehende Thema.

Zuweilen urteilt Schaller zu apodiktisch-einseitig, z. B. wenn er Seite 140 sagt: „Karikaturen aber sind unsittlich und verderben den Charakter." Das kann der Fall sein, braucht es aber nicht. Unter Umständen ist die Karikatur gerade im Gegenteil von starkem erzieherischem und sittlichem Wert! Derartige Einseitigkeiten tun der Gesamtdarstellung einigen Abtrag. Als Ganzes aber ist die achtenswerte Leistung Schallers zu begrüßen: sie gibt die Grundlage für das, was unsere Generation von der Weltanschauung des Mittelalters wissen kann. Sie ist ein Buch, das den Fachgelehrten viel Neues bietet, das aber für alle religiös und weltanschaulich interessierten Menschen von Wert ist. Es zeigt ihnen einen großen Teil ihrer eigenen geistigen Herkunft und vermittelt dergestalt im besten Sinne lebendiges Wissen. Paul Th. Hoffmann

Aus Zeitschriften

Der Baumeister, Monatshefte für Baukultur und Bauprazis (herausgegeben von Reg.-Baum. Guido Harbers, München, Verlag Georg D. Callwey, vierteljährlich 6.75 M.), widmet sein Juliheft in der Hauptsache dem Problem des Kirchenbaus. Es werden eine Anzahl gut ausgewählter Außen- und Innenansichten evangelischer und katholischer Kirchen der letzten Jahre in ansprechenden Photographien wiedergegeben, und, was dies Heft den Nichtfachleuten besonders anziehend macht, möglichst im Anschluß an das photomechanische Bild Grundrisse der verschiedensten Kirchenteile gegeben oder mit Hinweisen im letzten Teil des Heftes gebracht. Man kann hier gar nicht sagen, was einem gefällt und was nicht, weil das Gezeigte so viel Neues und Ansprechendes bietet, daß man jene Frage (die bei einer Besprechung immer die eingangs vorherrschende ist) bald vergißt. Ansprechend sind auch das Eigenheim, das Wochenendhaus und die aufschlußreichen Wiedergaben des Marktbrunnenwettbewerbs in Stuttgart. Zu jeder Gruppe von Bildern ist ein erläuternder Aufsatz gefügt, so daß man einen wirklichen Einblick in die Leitideen heutiger Baukunst auf diesem Gebiet bekommt. Ich wußte bis heute noch nicht, daß es so verständlich gehaltene Zeitschriften dieser Art gibt und kann sie mit Freude weiter empfehlen, und erinnere mich hier nur noch eines ähnlichen kleinen Buches, das ebenfalls in herrlichen Photos und Grundrißzeichnungen ein Lob verdient, und worauf hinzuweisen nicht vergessen werden soll.[1] Otto Hubele

Bücher und Schriften

Einleitung in die Psalmen. Die Gattungen der religiösen Lyrik Israels. Von Hermann Gunkel, zu Ende geführt von Joachim Begrich. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 472 S. 13.50, geb. 15.80 M.

Die „Einleitung" zu seinem, hier 1926 in Nr. 6 angezeigten Psalmenkommentar hatte Gunkel, um jenen zu entlasten, als eigenes Buch zu geben sich entschlossen. Eine erste Hälfte in der Stärke von 176 Seiten erschien 1928. Mit dem Rest ließen ihn die Herausgabe der zweiten Auflage von „Religion in Geschichte und Gegenwart" und zunehmende Kränklichkeit nur langsam vorwärtskommen, so daß er, um dem Werk überhaupt den Abschluß zu sichern, erst einen Abschnitt um den andern und schließlich das Ganze in die Hände eines Schülers und Freundes legte. Der Großteil des jetzt erschienenen zweiten Teils und damit mehr als die Hälfte des Gesamtwerkes stammt so aus der Feder Begrichs. Die Zweiheit der Verfasser wirkt sich aber nicht im geringsten störend aus. Begrich teilt in allem Wesentlichen Gunkels Auffassung, so daß er die Arbeit ganz in seinem Sinne fortführen konnte; auch um die andere Hand nur im Stil zu erkennen, muß man schon sehr scharf zusehen. So kann das Buch als Einheit gelesen und beurteilt werden, unbeschadet der paar Fälle, wo Begrich bewußt eigene Wege geht.

Diese „Einleitung" hat freilich ihren besonderen Charakter. Was die Psalmenkommentare herkömmlich in ihrer Einleitung zu bieten pflegen (über die Entstehung des Psalters und seiner Teile, Text, Metrik usw.) ist hier nur kurz in den beiden Schlußparagraphen und zum Teil auch gar nicht behandelt. Aber dafür findet man hier etwas, was die älteren Kommentare überhaupt nicht hatten und was auch Kittel und Staerk, damit bereits in Gunkels Bahnen wandelnd, doch nur auf wenigen Seiten behandelten: eine erschöpfende Darstellung der genannten Psalmendichtung, weit über den Rahmen des Psalters hinaus. Wie der Untertitel andeutet, fußt sie dabei ganz auf der Gattungsforschung, die ja Gunkels eigenste Schöpfung ist. So werden die einzelnen Gattungen aufs eingehendste nach Formen und Inhalten dargestellt: die Hymnen, die Lieder von Jahwes Thronbesteigung, die Klagelieder des Volkes und des Einzelnen, die Königspsalmen und die Danklieder, aber auch die kleineren Gattungen: Segen und Fluch, Wallfahrtslied, Siegeslied, Legende, Thronspruch; schließlich werden das Prophetische und die Weisheit in den Psalmen, die Mischungen und Liturgien behandelt. Und wie jeweils am Schluß eine Geschichte der betreffenden Gattung gegeben wird, so werden die Ergebnisse zu einer „Geschichte der Psalmendichtung" zusammengefaßt. Diese gewollte Einseitigkeit hat ihr Recht darin, daß die Gattungsforschung, wie heute weithin anerkannt wird, den Schlüssel zum Verständnis der Psalmen liefert. Sie allein ermöglicht eine ersprießliche Uebersicht über die Gesamtheit der Lieder, sowie Verständnis und Einordnung der einzelnen. Möglich wird sie durch eine uns Heutigen nicht mehr geläufige, für die Antike aber auch sonst belegte Herrschaft eines festen Stiles. Darum ist auch die oft geäußerte Befürchtung, daß bei solcher Betrachtung die Individualität der Psalmen zu kurz komme, kaum begründet. Läßt sich doch auch diese erst nach Feststellung des Typischen bestimmen, und ist ihr die Aufmerksamkeit der beiden Forscher ebenso zugewendet wie der fast noch schwierigeren Erfassung all der Mischformen, wo auch die Unterscheidung von bereichernden Neuerungen und dekadenter Zersetzung mit Glück versucht ist. Die Beiziehung auch des außerhalb des Psalters liegenden Materials gibt mehr als einmal gerade die für die gattungsgeschichtliche Erkenntnis entscheidenden Formen; so gelang Begrich von gewissen Liedern Deuterojesaias aus die schöne Entdeckung, daß der in den Klageliedern oft so unvermittelt auftretenden Gewißheit der Erhörung ursprünglich ein priesterliches Heilsorakel voranging; er befruchtet damit auch das Verständnis jener Bücher. Eben diese breite Basis ermöglicht auch erst eine fruchtbringende Auseinandersetzung mit neueren Aufstellungen, mit S. Mowinckels Awen- und Kulttheorie,

[1] Herbert Werner: Das Problem des protestantischen Kirchenbaus und seine Lösungen in Thüringen. Mit 52 Photos und 30 Grundrißzeichnungen. Gotha, Leop. Klotz-Verlag. 7 M.

oder mit H. Schmidts Versuch, eine neue Gattung von Gebeten Angeklagter festzustellen. Viel Interessantes bietet die innere Geschichte der Gattungen, unter anderem die Entwicklung vom kultischen zum geistlichen Lied. Von den allgemeinen Ergebnissen ist wichtig der Nachweis, daß die wichtigsten Gattungen nicht bloß mit ihrer Entstehung über das Exil zurückreichen, sondern auch mit ihrer Blüte, und daß das Exil keinen Einschnitt in der literarischen Entwicklung bedeutet, vielmehr erst einige Zeit nachher, etwa um 500, ein Nachlassen der künstlerischen Kraft beginnt. Um so bemerkenswerter ist aber, daß die Masse der erhaltenen Psalmen wegen gewissen Mischbildungen, prophetischen Gedanken und Formen usw. doch erst der nachexilischen Zeit zuzuweisen ist. Es ist großer Wert darauf gelegt, die Psalmen in ihre altorientalische Umwelt hineinzustellen. Mit dem größten Erfolg bei den Königspsalmen, wo man ohne Uebertreibung sagen kann, daß sie überhaupt erst durch ihre altorientalischen Gegenstücke verständlich geworden sind.

Gewiß wird, wer sich zum erstenmal mit Methode und Ergebnissen der Gattungsforschung vertraut machen will, besser zu Gunkels „Reden und Aufsätzen" oder seinen Artikeln in „Religion in Geschichte und Gegenwart" greifen. Anders, wer mit den Elementen bereits vertraut, nach einer Zusammenfassung und Vertiefung verlangt. Auch die Forschung hat allen Grund, sich dieser umfassenden und in mancher Hinsicht wohl auch abschließenden Darstellung zu freuen. Walter Baumgartner

Der kommende Tag. Eine Einführung in den ersten Brief an die Thessalonicher. Von Johannes Schneider. (Die urchristliche Botschaft. Eine Einführung in die Schriften des Neuen Testaments. 13. Abt.) Berlin, Furche-Verlag. 88 S. 2.50 und 3.40 M.

Der Glaubensweg des Neuen Bundes. Eine Einführung in den Hebräerbrief. Von Wilhelm Löw. (Dasselbe, Abt. 18.) 112 S. 2.80 und 3.80 M.

Diese Schriftenreihe will das Neue Testament für die Gebildeten unseres Volkes wieder zum Sprechen bringen; sie ist also ein Gegenstück zu der von Althaus und Behm herausgegebenen neuen Göttinger Gegenwartsbibel, unterscheidet sich von dieser durch größere Ausführlichkeit und durch stärkeres Zurückdrängen der rein wissenschaftlichen, d. h. historisch-kritischen Auseinandersetzungen. Erschienen ist bisher das Markusevangelium von Günther Dehn („Der Sohn Gottes", Abt. 2), der Philipperbrief von Schmitz, dem Herausgeber (Aus der Welt eines Gefangenen, Abt. 11), und der 1. Petrusbrief von H. Rendtorff („Getrostes Wandern", Abt. 20); dazu ein Neutestamentliches Wörterbuch von R. Luther (Abt. 24). Schneiders Auslegung des 1. Thessalonicherbriefs ist ebenso sachgemäß wie gegenwartsnahe. Die Gliederung des Schreibens, der Gedankengang des Apostels, der innere Zusammenhang der Gedanken, alles wird schlicht und warm dem Leser klargemacht. Dazu kommt ein ernstes Bemühen, die Botschaft des Apostels, ebenso wie seine geschichtliche Lage lebendig darzustellen. Endlich tritt der Verfasser auch, wo es sich um schwerer zugängliche Anschauungen handelt, in eine innere Auseinandersetzung mit dem Wort des Apostels ein, so vor allem in den „eschatologischen" Abschnitten des Briefes. Ich habe nur zwei kritische Bemerkungen zu machen; einmal hätte über das Wort vom Zorn, der über die Juden geht (2, 16) etwas mehr gesagt werden sollen; und der Verfasser sagt merkwürdigerweise gar nichts über das „Wort des Herrn", das Paulus 4, 15 anführt.

Wesentlich anderen Charakter trägt die Auslegung des Hebräerbriefs von Löw. Hier wird eine ausgesprochen „theologische" Interpretation (etwa im Sinne von Karl Barths Römerbrief) vorgelegt, also theologische Vertiefung und theologische Umgestaltung der in dem Brief dargelegten Botschaft, in vielem anregend und wertvoll, gelegentlich aber bedenklich und vom Text wegführend. Das bezeichnendste, was ich in dieser Hinsicht gefunden habe, ist die Auslegung der „schwierigen", aber meines Erachtens völlig eindeutigen Stelle 6, 4 ff., wo die Unmöglichkeit einer Wiedererneuerung zur Buße nach der Taufe gelehrt wird. Löw findet es ausgeschlossen, daß die vergebende Liebe Gottes mit einer unwiederholbaren sakramentalen Handlung erschöpft wäre und daß ein neutestamentlicher Schriftsteller sich hier in Widerspruch zum sonstigen Lehrgehalt des neutestamentlichen „Kanons" gestellt habe. Statt sich gehorsam unter die Aussage dieser Schrift zu beugen, deutet er die klare Aussage um, unter Berufung auf die sehr bedenkliche „Regel", daß die dunklen Stellen der Heiligen Schrift nach ihren hellen und deutlichen Worten verstanden werden müssen. Aber diese Stelle der Hebräer ist nichts weniger als „dunkel", und als der Brief geschrieben wurde, gab es noch gar keinen „Kanon", an den sein Verfasser gebunden gewesen wäre. Hier zeigt sich ein exegetischer Dogmatismus, den man gern von der schönen Schriftreihe ausgeschlossen sähe. Theologische Umdeutung liegt auch da vor, wo Löw aus der „Blut"-Theologie eine uns gewiß näherliegende „Gehorsams"-Theologie macht — doch hat er hier einen Vorgänger in dem Herausgeber der Reihe. Gewiß ist solche theologische Umdeutung notwendig, wenn man ein Schriftstück, wie die besonders stark antikisierende und judenzende Hebräerepistel heutigen Menschen nahebringen will — in dieser Hinsicht hat Löw Beachtliches geleistet —; er scheint aber zu meinen, daß er mit seiner Auslegung die bewußte Absicht des biblischen Autors richtig wiedergebe. Dem muß der Exeget seine Bedenken entgegensetzen. Hans Windisch

Die Kirchengeschichtsschreibung. Grundzüge ihrer historischen Entwicklung. Von Walter Nigg. München, Beck 1934. IX, 271 S., geh. 8.50 M.

Man kann nicht nur Kirchengeschichte, man kann auch Geschichte der Kirchengeschichte schreiben, d. h. darstellen, wie die Kirchengeschichtsschreibung entstanden ist und wie sie sich im Laufe der Zeit gewandelt hat. Vielleicht erscheint dieses Thema dem Laien etwas farblos, vom grünen goldenen Baum des Lebens allzuweit entfernt. In Wirklichkeit ist dieser Gegenstand aber nicht wirklichkeitsferner, als etwa eine Geschichte der Philosophie, und er würde auch gar nicht als nebensächlich erscheinen, wenn man ihn als den Wandel des geschichtlichen Bewußtseins der Kirche im Laufe der Jahrhunderte fassen würde. Das vorliegende Buch des Schweizer Theologen Nigg sucht die Aufgabe so zu bewältigen, daß die Geschichtsschreibung einer Reihe hervorragender Kirchenhistoriker geschildert wird. Aus der neueren Zeit werden Neander, Hase, Baur und Karl Müller eingehend gewürdigt. Das Buch ist anregend, bietet manche gute Beobachtung, aber auch nicht wenig Schiefes und ist im Ton nicht selten unerfreulich (z. B. in der Schilderung Neanders). Den Schlußabschnitt, der von der Zukunft eine Kirchengeschichte erhofft, die nicht nur das Immanente, sondern auch „die Beziehung der Kirche zur Transzendenz darstellt", kann man nur mit Kopfschütteln lesen. Karl Heussi

Matthias Claudius. Sein Weg und seine Welt. Von Urban Roedl. Berlin, Kurt Wolff 1934. 407 S. 4.80 M.

Das Leben des Claudius war mir nicht unbekannt; habe ich doch selbst ein kleines Büchlein über ihn verfaßt. Roedls gründlich und fesselnd geschriebenes Buch erschloß mir aber manche Wesenszüge des Dichters und Episoden seines Lebens, die mir bisher unbekannt waren. Roedl lebt mit Claudius und den Seinen, mit dem ganzen Freundeskreis, der sich um den Dichter sammelte, und zu denen Herder, Klopstock und viele andere bekannte Männer jener Zeit gehörten. Sie alle macht Roedl noch einmal lebendig. Biographien längst Verstorbener sind dann besonders lesenswert, wenn sie klarmachen: das Ringen und Kämpfen unserer eigenen Zeit hat in anderem Gewande ja auch schon in den Menschen früherer Tage gelebt. Und das erfährt man aus Roedls Buch. Wertvoll wird es auch durch den Abdruck vieler origineller und dabei immer warmherziger, vollmenschlicher Briefe des Wandsbeker Dichters. „Die einfachste Aussage ist in der Tiefe des erlebten Wortes zur Dichtung umgeschmolzen. Das Wort ist wiedergeboren ..." Kann man Schöneres von einem Dichter sagen? Roedl sagt das von Claudius. Und voll hat er das Ringen nacherlebt, das Claudius' Leben von Anfang bis zu Ende erfüllt hat, das Ringen um den Tod! Schließlich ist das Buch auch eine feine, interessante Einführung in die Wissenschaft und Literatur jener Zeit auf dem Hintergrunde der tiefen Frömmigkeit des Wandsbeker Boten. Maria Rhine

Johann Gerhard Oncken und die Anfänge des deutschen Baptismus. Von Hans Luckey, Lehrer am Predigerseminar der deutschen Baptisten. Kassel, Oncken. 322 S. mit Bildern. Geb. 5 M.

Der 19. Juni war der 100. Geburtstag Spurgeons, des berühmten Baptistenpredigers. Anfang August tagt der baptistische Weltbund in Berlin. Es gibt 11 Millionen Baptisten in der Welt. So wird dieses Buch, eine quellenmäßig gearbeitete Lebensbeschreibung des Vaters der deutschen Baptisten, heute besonderem Interesse begegnen. Oncken, geboren in Varel, kam in seiner Jugend nach Schottland und London; dort in die Kreise der Erweckten eingetreten, hat er dann in Hamburg als Laienprediger gewirkt. 1834 ließ er sich wiedertaufen und hat seitdem eine weitreichende Wirksamkeit gehabt; er starb 1884 in Zürich. Eine Menge anschaulicher Einzelheiten sowohl zur hamburgischen Geschichte als auch zur Geschichte des religiösen Lebens in Norddeutschland lernt man aus Luckeys Werk kennen. Wir aus den Landeskirchen wissen leider oft zu wenig von Geschichte und Gedankenwelt unserer freikirchlichen Brüder; Bücher wie dieses sind darum sehr willkommen. M

Ein deutscher Weg zu Jesus. Von Ludwig Reeg. Stuttgart, Strecker und Schröder 1933, 121 S.

Ein Versuch, zu erfassen, wie deutsche Frömmigkeit in stetem Suchen und Sehnen den Weg gerade zu Jesus finden muß. R. begleitet mit uns den Dichter Hölderlin durch sein ringendes Leben, das nach langem Verweilen bei Germanentum und Griechentum zu Jesus sich wendete und in die Worte ausbrach: „Mein Meister und Herr! O Du mein Lehrer! Was bist Du ferne geblieben? ... Zu sehr, o Christus, häng' ich an Dir!" — Hölderlin hat Jesus neu ergriffen „als den, dessen Wesen die reiche Erde ist, über die sich der Himmel wölbt. Und darum gerade hat er Jesu Wesen als das des Kreuzes erfaßt. Denn das Kreuz ist nicht, was der Welt als einer sündigen gegenübersteht, sondern was ihre Ordnung im Innersten gründet". Diese Auffassung des Kreuzes ist das Wesentliche in Reegs Buch. Von hier aus versucht er auch, die Natur zu verstehen. „Im Blick auf die Natur findet Jesus die ganze Wirklichkeit ... Die Natur ist immer bereit und reich, Bild zu werden und Kraft zu spenden; nie aber ersetzt sie das Erfassen und Wollen des Menschen." Wie man auch zu den Hölderlinschen und Reegschen Gedanken steht, das Lesen dieses Buches ist zu empfehlen, weil es heranführt an Fragen, die uns alle heute angehen.

Maria Rhine

Grundlinien einer deutschen Glaubens-Unterweisung. Herg. von J. W. Hauer. Stuttgart, Karl Gutbrod Verlag 1934. 58 S. 1.50 M.

Nun ist es also doch anders gekommen, als ich vor zwei Monaten bei der Besprechung der Bergmannschen 25 Thesen annahm. Auch Hauers Bewegung braucht eine Lehre als Garant ihres Zusammen-

haltes, muß Anfang, Mittelpunkt und Ziel schriftlich festlegen, damit man etwas hat, woran man sich halten kann. Wie lange wird es noch dauern, bis man an solche „unverbindlichen" Vorschläge zu „glauben" beginnt, bis sie im Streitgespräch allmählich zum „authentischen" Diskussionstext werden und — man kennt ja den unvermeidlichen Weg solcher Texte — zum „Dogma" werden, auch wenn Hauer sich wehren sollte! Ein Dogma ist ja nicht erst dann vorhanden, wenn eine Kirche zu dem „Fürwahrhalten" oder „Glauben" zwingt, sondern schon dann, wenn einige Eifrige es zum Mittelpunkt ihres religiösen Lebens machen. Der Inhalt dieses Heftes ist eine lehrplanmäßige Zusammenfassung der Hauptgedanken der DG und ihrer unterrichtlichen Verwertung und Verteilung.

Otto Hubele

Das religiöse Ringen unserer Tage im Spiegel der Berliner Religionsgespräche des Jahres 1934. Von D. August Schowalter. Frankfurt a. M., H. L. Brönner 1934. 26 S. 60 Pf.

Der Verfasser, der seine Eindrücke von der Berliner Tagung der DG hier schon auf Sp. 173 ff. und 215 ff. skizzenhaft wiedergab, hat nun in einem Heft der Schriftenreihe „Deutschtum und Christentum" weiteres Material zusammengetragen und übersichtlich dargestellt. Nachdem er die Redner und den Hauptinhalt der gehaltenen Vorträge kurz vorgestellt hat, geht er in der ihm eigenen Aufgeschlossenheit auf die prinzipiellen Fragestellungen der DG ein, erkennt dankbar das Gute dieser Bewegung an und grenzt schiefe Fragestellungen ab. Das Heft ist eine gute und sachgemäße Einführung in das religiöse Ringen unserer Tage.

Otto Hubele

Christlich und völkisch. Ein Wort zur Verständigung von Dr. Dietrich Holtz. Berlin, W. Bacmeisters Nationalverlag 1934. 45 S. Brosch. 1.30 M.

Der Verfasser ist Doktor der Staatswissenschaften und evangelischer kirchlicher Gemeindeverordneter. Er schreibt aus ernster Sorge um den Bestand der evangelischen Kirche, die er nicht nur vom neuen Heidentum und durch die verschiedenen innerkirchlichen Richtungen bedroht sieht, sondern auch — und das sei ihm besonders gedankt — durch die „römische Methode", nach der die eine oder andere der zahlreichen Richtungen für sich das Recht der Ausschließlichkeit in Anspruch nimmt (S. 40). Gegenüber dem modernen Heidentum sucht er darzulegen, daß die nordische Religion und das Christentum keine unvereinbaren Gegensätze sind; denn die Grundmotive des Christentums (Fall und Bruch in der Entwicklung, Unmöglichkeit der Selbsterlösung und Erlösung durch göttliche Hilfe) sieht er auch in der nordischen Religion gegeben, nur daß die Erlösung im Christentum eine positive Tatsache ist, während das Heidentum sie nur erhofft und ahnt (S. 29). In bezug auf die innerkirchlichen Auseinandersetzungen geht der Verfasser davon aus, daß alle die trennenden dogmatischen Zuspitzungen nicht von Christus selbst stammen (S. 15), also auch keinerlei Grundlage zur Aufhebung der brüderlichen Gemeinschaft abgeben können. Unverständlich bleibt hierbei nur, wie dann der Verfasser behaupten kann, daß an der persönlichen Stellungnahme zur „Gottheit Christi" sich der Christ vom Nichtchristen scheide, d. h. also doch gerade an einem dogmatischen Lehrsatz, der noch dazu durch das Herrenwort Mk. 10, 18 (Was nennst du mich gut? — Niemand ist gut, denn Gott allein!) in Frage gestellt wird. — Doch alles in allem: die Schrift hat unzweifelhaft ihre Vorzüge; so beispielsweise die klare Haltung gegenüber den Spekulationen Hermann Wirths und der Arierfrage bei Jesus. Besonders sympathisch berührt das ernste Verantwortungsbewußtsein, das nach Mitteln und Wegen suchen läßt, der Kirche und dem Staate gerecht zu werden.

Henri Bouché

Das Wesen der Verantwortung. Von Wilhelm Weischedel. Frankfurt a. M., V. Klostermann 1933. 110 S. 4 M.

In sachlicher und methodischer Anlehnung an Heidegger, in eindringender, phänomenologischer Analyse werden die verschiedenen Arten der Verantwortung — zur sozialen Verantwortung tritt die religiöse Verantwortung vor Gott und die Selbstverantwortung — herausgestellt und illustriert. Bei der religiösen Verantwortung wird die Wahrheitsfrage nicht behandelt. Ob Gott existiert, ob es eine Beziehung zu Gott gibt und darum die Verantwortung vor Gott überhaupt einen letzten Sinn hat, bleibt außer Betracht. Bei allen vielen „auseinanderlegenden" und darstellenden Worten über das Phänomen der Verantwortung weicht der Verfasser der Verantwortung und Entscheidung über Sein und Schein aus. Aller rein phänomenologischen Erörterung fehlt so die eigentliche, letzte Tiefe. Dennoch, Tatbestand und Wesen der Verantwortung und damit die Erkenntnis unseres menschlichen Lebens werden uns nach der Lektüre dieser feinsinnigen Untersuchung deutlicher und plastischer geworden sein. Es wäre wertvoll, wenn vom Verfasser auch andere Begriffe analysiert würden, um so die menschliche Existenz nach allen Seiten aufzuhellen und begreiflich zu machen.

Hermann Steiner

Krieg als Volksschicksal. Von Hermann Pongs. 92 Seiten, 2.85 M. — **Die Sehnsucht nach dem Dritten Reich.** Von Julius Petersen. 66 S. 2.60 M. Beide in Stuttgart, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 1934.

Zwei literarhistorische Aufsätze als Sonderdruck aus „Dichtung und Volktum" (vgl. CW Sp. 323 f.). Pongs zeigt in großen Strichen auf, wie die Wurzel „Volk" in der Kriegsliteratur in drei Hauptkategorien erfaßt worden sei: in der Kameradschaft, dem Führertum, der Gefolgschaft. Zu Anfang des Krieges findet der Arbeiter den Urton; Lersch, Bröger u. A., die Sänger der Kameradschaft, der Materialschlacht sind, später aber Proletarier werden. Bei Zöberlein als Haupmotiv der Glaube an Deutschland, bei den Kriegsbüchern der Offiziere die reine Tatsachenschilderung, bei Euringers „Fliegerschule 4" der Durchbruch des Gemeinschaftsgeistes. Renn, Dwinger, Beumelburg, unsere Besten, zeigen mehr die Gemeinschaft der kleinen Kampfgruppe, wie sie zuletzt sich bildete; Wilh. Kohlhaas schreibt das Buch des Führers ohne Gefolge. Man liest gerne in dieser Zusammenfassung, die schwungvoll und klar geschrieben ist.

Petersen hat in seinem kleinen Buch ein großes Thema in seinen Grundrissen entworfen, mit großer Umsicht Zusammenhänge aufgezeigt. Er belegt die sechs Typen des universellen Heilsgedankens (Goldene Zeit, Gottesreich, Weltreich, Geistesreich, Völkerfrühling, Volksreich) mit Beispielen aus entferntesten Zeiten, zeigt ihre innere Struktur, ihre geschichtliche Verlebendigung, alles sehr knapp und kurz. Die aufgezeigten Linien lesen sich wie ein Programm, auf dessen Ausführung man noch wartet. Es hätte zum Verständnis in breiteren Kreisen ein Buch von 3—400 Seiten werden müssen; vielleicht kommt es noch.

Otto Hubele

Zweisame Stille, Gedichte von Paula Siber von Groote. Berlin, Martin Warneck. 40 S. kart. 90 Pf.

Schon der eigentümlich charakteristische Titel des schmalen Bändchens läßt uns aufhorchen und mit feineren Ohren als sonst lauschen. In der Tat ist das, was uns von jeder Seite her entgegenweht, reine Poesie, Dichtkunst im edlen Sinne. Wir spüren die feinen Schwingungen einer Seele, die in die Tiefe greift, die die geheimnisvollen Zusammenhänge des Lebens ahnend erfaßt und mit fast andächtiger Zartheit zum Ausdruck bringt. Die äußere Welt tritt zurück in der „Zweisamen Stille", in der nur ein Herz zum anderen spricht. Man schaut in sich und über sich und vermag Gedichte wie „Mutter", „Frühlingsabend", „Liebe", „Trauerweide" nur wie aus einer Feiertagsstille heraus auf sich wirken zu lassen. Der kleine Band ist eine große Gabe für alle die, die ihrer Seele eine Mußestunde gönnen, aus der sie zu innerer Erhebung emporsteigen!

Emma Müllenhoff

Die Letzte am Schafott. Novelle von Gertrud von le Fort. München, Kösel und Pustet 1931. 138 S. 3.50 M.

Die Dichterin, unsern älteren und getreuen Lesern wohlbekannt, hat längst Anspruch auf ein ausgiebiges Wort über ihr Werk in der Christlichen Welt. Das soll ihr auch werden. Heute nur der schlichte Hinweis auf diese Novelle. Rein dichterisch um der Form und des Stoffes willen wird sie auf Niemanden ihre Wirkung verfehlen. Uns aber öffnet sie einen Blick in die katholische Seele, für den wir gerade als Protestanten nur dankbar sein können. Denn was wissen wir von den Karmeliterinnen? R

Wer einmal aus dem Blechnapf frißt. Roman von Hans Fallada. Berlin, Rowohlt 1934, 510 S. 4.50 und 5.50 M.

Ein Tatsachenroman. Nicht in dem Sinne, daß alles „Tatsache" wäre, was da gesagt wird und zu einem guten Roman verwoben ist, sondern in dem andern, daß Tatsachen ein Menschenschicksal formen, es nicht wieder loslassen und jedes gute Wollen daran schließlich zerbricht. Kufalt, der Akteur dieser Schilderung, kämpft gegen die Tatsachen an, die sich ihm als dem freigelassenen Strafgefangenen entgegenstellen; er will ein neues Leben beginnen, will sich noch einmal für ein Leben der Freiheit und Arbeit mit aller Kraft einsetzen, will ehrlich bleiben und vorwärtskommen — aber es gelingt nicht. Da ist zuerst das Gefängnis, die Entlassung, der Uebergang zur Freiheit; da sind Arbeitsstellen für Strafentlassene, da ist die polizeiliche Aufsicht, da ist ein Herz voll Mut und Hoffnung für ein Leben in Freiheit, Arbeit und Anständigkeit und man glaubt, daß dieser Mensch es schaffen müsse. Aber da sind auch die tausend kleinen Hindernisse, die falsche Scham, die Vorurteile der Außenwelt, die doppelte Empfindlichkeit gegen „Vorbestrafte" und so vieles andere. Das Herz des Dichters gehört beiden, er sucht für beide Tatsachen Antworten zu geben; aber auch diese bleiben immer unzureichend. Die Tatsachen sind eben stärker als mancher Wille und die schönste Idee. Jeder, der mit Vorbestraften zu tun hat, ob im Gefängnis oder draußen, soll diesen Roman einmal lesen: er zeigt, wie ein Vorbestrafter die Welt und die Welt den Vorbestraften sieht und wie auch hier Schicksale durchgekämpft und getragen werden, für die man sonst kaum ein gutes Wort findet. (Vgl. hierzu in dieser Nummer Sp. 693 ff.)

Otto Hubele

Erlebtes, Erlauschtes, Erschautes. Baltische Skizzen von Siegfried Joh. von Sivers. Leipzig, Wölund-Verlag. 104 S.

In diesem Bändchen schlägt das Herz eines Balten, der bis zum Grunde seine Heimat kennt und liebt. Er läßt uns, wie er es im Titel sagt, diese Heimat miterleben, erlauschen und erschauen. Ihm ist alles erlebt und beseelt, von der weißstämmigen Birke an bis zu den Mooren und ihren Sumpftierchen, dem vorüberziehenden mächtigen Gewitter und dem weißen Raben. Mit jedem Teilchen der heimatlichen Natur fühlt er sich verbunden. Er redet zu ihnen; sie sprechen zu ihm, und aus diesen stillen Wechselgesprächen ergibt sich alles: Welt- und Menschenanschauung, die Verknüpfung mit der Vergangenheit und das feine Ahnen, das in die Zukunft weist. Die einzelnen Skizzen wirken wie lyrische Gedichte und erfordern empfängliche und still horchende Leser.

Emma Müllenhoff

Chronik

Staatliche Maßnahmen

Der Reichskanzler empfing den Reichsbischof und den Rechtswalter der Deutschen Evangelischen Kirche, die ihm die Eingliederung von 22 Landeskirchen in die Deutsche Evangelische Kirche meldeten; bei drei weiteren sei die Eingliederung in vollem Gange, und bei dreien seien die Schwierigkeiten noch nicht zu überwinden gewesen. Der Führer erklärte seine Befriedigung über den Fortschritt des Einigungswerks und die zeitgemäße Neuordnung, mit der die zunehmende Befriedung des kirchlichen Lebens marschiere. FZ 363/4

Auf Anordnung des Reichskanzlers wurden zur Erinnerung an die 20jährige Wiederkehr des Kriegsbeginns in allen Standorten der Wehrmacht Feldgottesdienste eingerichtet, an denen die ganze Bevölkerung teilnehmen soll.

Das Landgericht Bochum hat der Klage der Pastoren Höfker, Korspeter und Lohmeyer, die vom Konsistorium in Münster strafversetzt worden waren, aber bei ihren Gemeinden geblieben sind und Zahlung ihres Gehalts beanspruchen, stattgegeben; die Klage des Presbyteriums in Bochum-Hordel gegen Pastor Höfker auf Herausgabe von Amtssiegel, Kirchenbüchern usw. wurde dementsprechend kostenpflichtig abgewiesen. Rf KZ 27

Der Monatsbote für die Petrigemeinde in Minden, „Zu Gottes Ehre", wurde auf einen Monat verboten. Die Zeitung „Der Zoller" wurde verboten wegen eines Artikels, der den Eindruck erwecken sollte, als ob christliche Jünglinge und Männer ihrer Religion wegen Verfolgungen ausgesetzt seien, daß sie wegen Erfüllung ihrer religiösen Pflichten verspottet würden und daß die Hitler-Jugend am Besuch der Sonntagsgottesdienste verhindert werde. Das Ermländische Kirchenblatt wurde wegen eines Artikels „Wir Westpreußen wollen wallfahrten gehn" vom 6. bis 26. Juli verboten. Die „Katholische Korrespondenz" in Münster wurde bis auf weiteres verboten.

Pfarrer Schneider in Dickenschied, Synode Simmern, wurde in Schutzhaft genommen, nachdem er am Grabe eines Hitler-Jungen gegen die Worte des Kreisleiters, daß der Verstorbene in den himmlischen Sturm Horst Wessels aufgenommen sei, protestiert hatte. Rf KZ 26

Der Regierungspräsident in Erfurt ersuchte die Religionslehrer, die Konfirmanden zur Erfüllung ihrer kirchlichen Pflicht anzuhalten. Das Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend „Wille und Macht" wendet sich dagegen, die Konfirmanden durch Zwang zum Kirchenbesuch anzuhalten. ED 27

Das Oldenburgische Staatsministerium droht den Anhängern der DG mit polizeilichen Maßnahmen bei Berufung auf den Nationalsozialismus für ihre religiöse Anschauung. Prot.-Blatt 28

Im Landjahr ist Gelegenheit zum Gottesdienst zu geben, besondere Räume für diesen sind im Landjahrheim aber nicht zur Verfügung zu stellen, weil dadurch der konfessionelle Friede gefährdet werden könne. Besonderer Religionsunterricht wird nicht erteilt; der Besuch der einzelnen Kinder durch den Geistlichen ist im Falle ernstlicher Erkrankung zu gestatten. ED 28

Die Bethlehemskirche in Nowawes ist vom Konservator zum Umbau als Fahnensaal für die Fahnen aller Verbände, Vereinigungen und politischen Organisationen ausersehen. ED 20

Die Reichsschriftstelle beim Propagandaministerium hat sich gegen die Echtheit der Ura-Linda-Chronik ausgesprochen. ED 26

Deutsche Evangelische Kirche

Der Reichsbischof hat angeordnet, daß zum Gedächtnis an den Beginn des Weltkriegs am 2. August um 12 Uhr in allen evangelischen Kirchen eine Viertelstunde die Glocken geläutet werden.

Der Haushaltsplan der Deutschen Evangelischen Kirche für 1. April bis 31. Dezember 1934 weist eine Einnahme von 1 389 420 Mark, darunter 1 087 695 Mark Umlagebeiträge, bei der Ausgabe Reichskirchenverwaltung 658 500 Mark, 145 350 Mark für Beamtenbesoldung, 174 000 Mark sonstige persönliche Kosten, insbesondere für Hilfskräfte, 34 500 Mark für Dienstreisen, 42 000 Mark für Geschäftsbedürfnisse, 36 000 Mark für Diensträume, 94 500 Mark Amtsstelle des Reichsbischofs, 22 500 Mark Geistliches Ministerium und beratende Kammern, 18 750 Mark Nationalsynode, 45 000 Mark für innerkirchliche, 561 000 Mark für Auslandsarbeit auf.

Das Protokoll des Verfassungsausschusses soll dem Führer übermittelt und veröffentlicht werden.

Studiendirektor Brachmann hat fünf Kandidaten des Versuchsseminars Klein-Neuhof aufgefordert, das Seminar zu verlassen, weil sie nicht bedingungslosen Gehorsam gegen die Reichskirchenregierung und den Reichsbischof geloben wollten. Rf KZ 27

Vom Gustav Adolf-Verein wurden im Sommersemester 1934 164 ausländische Theologiestudenten unterstützt. PZ 42

Ein Teil des Anfangs des Jahres aufgelösten Deutschen Bundes der Mädchenbibelkreise hat sich als „Arbeitsgemeinschaft der Frauen- und Mädchenbibelkreise E. V. (MBK), Sitz Leipzig" neu zusammengeschlossen; es sind vertreten die Gaue Baden, Hessen, Oldenburg, Ostfriesland, Bremen, Ostpreußen, Pommern, Sachsen, Schlesien und Württemberg. AELKZ 28

Die verantwortliche Schriftleitung von „Licht und Leben" hat Inspektor Pastor Samuel Spörri in Elberfeld übernommen.

Einzelne Landeskirchen

An der Hochschule für Lehrerbildung in Dortmund erwarben kürzlich 43 Lehrer und Lehrerinnen die Lehrbefähigung für evangelischen Religionsunterricht, von denen 38 aus der katholischen Kirche zur evangelischen übergetreten waren. Einer war früher Altkatholik, einer kam aus einer Freikirche, drei hatten es früher abgelehnt, in Religion zu unterrichten.

Der hamburgische Landesbischof Tügel hat den Mißbrauch der Kanzel zu kirchenpolitischen Zwecken, hinter denen sich die Reaktion verberge, unter Androhung schärfster disziplinarischer Mittel verboten. FZ 339/0

Das Neue Testament ist jetzt auch von dem mecklenburgischen Pastor Lic. E. Voß in Basedow ins Plattdeutsche übertragen worden.

Der kommissarische Landesbischof in Braunschweig, Johnsen, hat die Oberkirchenräte Schlott, Dr. Breust, Landeskirchenrat Lambrecht und den im Landeskirchenamt tätigen Kreispfarrer Müller aus Helmstedt sofort beurlaubt.

Das Lippische Landeskirchenamt beschloß auf Grund der ihm von der Landessynode erteilten Ermächtigung den Anschluß an die Kirche der Altpreußischen Union, die jedoch frühestens am 1. April 1935, keinesfalls aber vor Erlaß einer neuen Reichskirchenverfassung erfolgen soll. FZ 328/9

Minister a. D. Dr. Koch wurde mit der Führung des Männerwerks in der Rheinprovinz beauftragt.

Bei den Bekenntnispredigten in Elberfeld im Vereinshaus blieb die Gemeinde beim Abendmahl auf den Stühlen sitzen und Brot und Wein wurden von dienenden Aeltesten durch die Reihen hindurchgereicht. Rf KZ 26

In der Rheinischen Kirche sind sechs Bezirksseminare für die Pfarramtskandidaten errichtet, deren Direktoren die Kandidaten alle 14 Tage einen vollen Tag zu versammeln haben.

Im Kirchenkreise Torgau werden zu Ende des Jahres 1934 von 35 ordnungsgemäßen Pfarrstellen 18 unbesetzt sein. JK 14

Nach Eröffnung des Disziplinarverfahrens gegen den Frankfurter Pfarrer Veidt (s. Sp. 669), der sofort seines Dienstes vorläufig enthoben wurde, haben sich alle zum Notbund gehörigen Frankfurter Pfarrer mit Veidt solidarisch erklärt und für den Fall der Weiterführung des Verfahrens gegen Veidt den Landesbischof gebeten, gegen sie alle das gleiche Verfahren zu eröffnen.

In Sachsen wurden Regenbittgottesdienste, in Thüringen Kirchengebet für Regen angeordnet.

Der Thüringer Landeskirchenrat hat die Beflaggung der kirchlichen Gebäude ohne besondere Benachrichtigung in allen Fällen angeordnet, wo der Staat die Beflaggung der staatlichen Dienstgebäude anordnet. Weiter, daß alle Schriftleiter von Sonntagsblättern jede Stellungnahme und Kritik gegenüber den Maßnahmen des Staates, der NSDAP und ihrer Organe und Gruppierungen zu unterlassen haben, wenn der Artikel nicht von der Pressestelle beim Landeskirchenamt gebilligt sei. Für den 8. Juli wurde eine Kanzelabkündigung angeordnet, die „unter der Wucht der Ereignisse der letzten Tage Gott Lob und Dank sagt für das tapfere und entschlossene Handeln Adolf Hitlers, der durch rücksichtslosen Einsatz seiner eigenen Person Volk und Vaterland vor neuem Elend bewahrt hat". Prot.-Blatt 13

Der württembergische Oberkirchenrat hat eine weitere 2%ige Kürzung der Pfarrergehälter und den Eintritt in neue Besoldungsgruppen für erst 10 Monate später angeordnet.

Das Presbyterium Barmen-Gemarke berief den wegen seiner bekenntnistreuen Haltung aus dem Kirchendienst entlassenen Hilfsprediger Heyermann zur Hilfeleistung in der Gemeinde. Rf KZ 24

Die Superintendenten D. Nold und Imig haben für die Evangelischen des Saargebiets beim Oekumenischen Rat in Genf gegen Zeitungsverbote im Saargebiet protestiert.

Im Saargebiet sind unter 786 098 Einwohnern 211 472, mehr als ein Viertel, evangelisch.

Katholische Kirche

Als Tagungsort des diesjährigen Eucharistischen Kongresses ist Buenos Aires ausersehen.

Der Papst erhält von der englischen Flotte den königlichen Salut von 24, die Nuntien und Internuntien unter gewissen Bedingungen von 21 Schüssen beim Ankommen oder Verlassen eines britischen Platzes. PrBl 29

Andere Gemeinschaften

4. bis 10. August tagt in Berlin der Baptistische Weltkongreß, der alle fünf Jahre stattfindet.

In der Grenzmark wurde die Glaubensgemeinschaft Philadelphia (Zauberei, Zungenreden, Teufelsaustreibung) von der Staatspolizei als staatsgefährlich verboten, weil sie jede Anteilnahme an der Gegenwart ablehne. ED 26

Professor Hauer hat in der Bundesvorstandssitzung am 16. Juni sein Amt als Bundesvorsitzender der freireligiösen Gemeinden Deutschlands in einer freundlich gehaltenen Erklärung niedergelegt. Den Vorsitz und die Führung des Bundes übernimmt Carl Peter. Der Bund tritt der DG als förderndes Mitglied bei, vermeidet Auseinandersetzungen mit ihr und sucht sein religiöses Eigenleben gegenüber der DG zu wahren.
Dt. Glaubenswarte 7

Die Mutterkirche der Christian Science hat auf ihrer von 6000 Delegierten besuchten Generalversammlung in Boston Dr. John M. Brewes zum Präsidenten gewählt. Im vergangenen Jahre wurden 32 Kirchen und 59 Gesellschaften gegründet; die Zahl der Tochtergemeinden der Mutterkirche beträgt jetzt 2673, die der Universitätsorganisationen 48. FZ 359/0

In Paderborn und Hamburg wurden auf israelitischen Friedhöfen zahlreiche Grabsteine umgestürzt und zerstört. FZ 344/5 und 357/8

Ausland

18 niederländische reformierte Pfarrer in Amsterdam und anderen Orten forderten von der Regierung telegraphisch die Rückgängigmachung der Herabsetzung der Arbeitslosenunterstützung, die zu dem Ausbruch der Unruhen geführt hatte. Epn 97

In Frankreich gibt es unter den konfessionslosen Schulen 77, die im Durchschnitt nur von 14 Schülern besucht werden, 50 von nicht mehr als 5, 14 überhaupt von keinem. Rf KZ 27

Zu Beginn dieses Semesters fand je eine Woche hindurch in Gießen und in Montpellier eine Gastvorlesung eines französischen und eines deutschen Theologen statt. In Gießen sprach Professor Clavier über: „Alexander Vinet und sein religiöses Denken" in deutscher Sprache. In Montpellier hielt Professor D. Cordier eine französische Vorlesung über „Martin Luther und das Problem einer evangelischen Pädagogik". Diese Gastvorlesungen sollen den Studentenaustausch vertiefen, der seit einer Reihe von Semestern zwischen den evangelischen theologischen Fakultäten Gießen und Montpellier stattfindet.

Der Erzbischof von Canterbury erläßt einen Aufruf „Wallfahrt zur Kathedrale"; man soll dort der Not der Arbeitslosen gedenken und für sie opfern. 55 Kathedralen haben bereits dem Aufruf Folge geleistet. ED 27

Auf der Generalsynode der Church of Scotland wurde mit überwältigender Mehrheit erklärt, daß die Verteidigung des Vaterlandes bei allem Abscheu vor dem Krieg Pflicht jedes Gliedes der Kirche sei. Von den 66 Presbyterien hatten sich nur 16 für Zulassung der Frauen zum Aeltestenamt entschieden. Rf KZ 27

Der zum Dekan der evangelisch-theologischen Fakultät gewählte Professor D. Richard Adalbert Hoffmann in Wien lehnte den Beitritt zur Vaterländischen Front ab, was einem Verzicht auf die akademische Würde gleichkommt. An seiner Stelle wurde Professor Bohatec gewählt. ED 28

Der Evangelische Jugendbund, die Christlichen Vereine junger Männer, die Evangelischen Mädchenvereine und die Kreuzfahrer in Oesterreich haben sich zum Evangelischen Jugendwerk zusammengeschlossen. Führer der Wiener Jugendpfarrer Georg Traar. FZ 330

Der katholische Geistliche Zagroba in Plock war angeklagt, weil er in der Predigt die Hörer aufgefordert hatte, nicht zu rauchen und Branntwein zu trinken. Er wurde in der zweiten Instanz freigesprochen. Pos EK 9

Der katholische Pfarrer Piesciuk, der die evangelische Kirche in Chorosz gewaltsam beschlagnahmt hatte, wurde vor dem Stadtgericht in Bialystok freigesprochen; er habe die Beschlagnahme und Weihe der Kirche unter Zwang vorgenommen, da seine Gemeinde durchaus noch eine zweite Kirche haben wollte. Die Tat sei ein Zivilvergehen, das bereits dadurch gebüßt sei, daß die Gemeinde die Kirche zurückerhalten habe. Die Staatsanwaltschaft hat Berufung eingelegt. Pos EK 9

Die ukrainischen evangelischen Gemeinden sind im Wachsen, sie werden von 8 ukrainischen Predigern (3 ausgebildete Pastoren, 5 Evangelisten) bedient. Nur 4 Gemeinden haben eigene Kirchlein, die anderen bemühen sich um deren Erbauung. Sie werden heftig bekämpft von der katholischen Aktion in Lemberg, die für je 100 Seelen einen Invigilator angestellt hat, damit keine Seele von der (mit Rom) unierten Kirche abfalle. Von Ostgalizien aus ist die Arbeit in Wolhynien in Angriff genommen worden, wo gegenüber der russischen Geistlichkeit das Volk die evangelische ukrainische Predigt besonders schätzt und zahlreich besucht. Pos EK 9

Der russisch-orthodoxe Theologieprofessor Vasil Artemjew ist zur katholischen Kirche (morgenländischer Ritus) übergetreten. ED 27

Die wegen ihrer Mosaiken bekannte älteste Kirche von Kiew, die Basilika St. Sophie, ist von der Sowjetregierung in ein regionales Landwirtschaftsbüro umgewandelt worden. Dein Reich komme 7

Von Personen

Gewählt: Pfarrer Charles Masson in Rominières zum Professor für Altes Testament an der waadtländischen Universität. Promoviert: der estnische Bischof Ramahägi zum D. von Berlin. Ernannt: Professor Eduard Spranger in Berlin zum Ehrenmitglied der akademischen Luther-Gesellschaft in Dorpat. Einen Lehrauftrag für angewandte Dogmatik erhielt in Jena der dortige Stadtpfarrer Lic. th. Erwin Langner. Berufen: Professor D. Karl Bornhausen in Breslau als Professor der Philosophie (Nachfolger Tillichs) nach Frankfurt a. M. In den Ruhestand versetzt (nach § 6 des Beamtengesetzes): Professor D. Otto Schmitz in Münster i. Westf. Gestorben: Propst a. D. Hübbe in Hamburg, früher Leiter der deutschen evangelischen Gemeinden in Südamerika. E St

Verschiedenes

Eingliederung von Landeskirchen. In Hessen-Kassel haben die zurückgebliebenen Mitglieder des Landeskirchentags (vgl. Spalte 671) auf einer neuen Sitzung dem Bischofsgesetz zugestimmt, Eingliederung der Landeskirche in die Reichskirche beschlossen und zum Landesbischof den Pfarrer Karl Theys in Kassel gewählt; eine neue kommissarische Kirchenregierung wurde gebildet. Der mecklenburgische Landeskirchentag beschloß gleichfalls Eingliederung. Nachdem diese so weit fortgeschritten ist, wie Reichsbischof und Rechtswalter dem Reichskanzler berichtet haben (s. Sp. 715), erwartet man baldige Ergebnisse der Arbeiten des Verfassungsausschusses und danach Einberufung der Reichssynode, deren Zusammensetzung freilich auf Grund des Gesetzes über ihre Mitglieder (vgl. Sp. 670) gegen die vom September wahrscheinlich sehr verändert sein wird.

Einige in letzter Zeit von Vorkämpfern der Eingliederung gehaltene Reden hier wiederzugeben, erscheint untunlich, wenn nach dem hier Sp. 662 mitgeteilten Erlaß Auseinandersetzungen, die den evangelischen Kirchenstreit betreffen, nicht öffentlich verbreitet werden sollen, und wenn man die Gegensätze nicht weiter verschärfen will. Das Verlangen, über die wirkliche Sachlage unterrichtet zu werden, wird aber in weiten Kreisen um so lebhafter werden, je länger die Frist währt, für die eine öffentliche Aussprache nicht zugelassen ist. M

Von wem ist das?

„Die Frage nach dem Wert und der Art des Christentums ist zum dritten Mal an die Völker Europas gestellt und fordert eine klare Antwort...

Irgendwie muß heute Jeder zum Christentum und zur Persönlichkeit Christi seine klare Stellung finden; ein bloßes Drumherumreden kann es nicht mehr geben, es wäre sicherer Tod wenn nicht heute, so morgen...

Christus sagte: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Trotz menschlichem Nichtverstehen: ihren Weg haben Millionen Menschen durch Jesus gefunden; alle unsre Großen haben es bezeugt, daß das Versenken in die Persönlichkeit Christi sie fruchtbar gemacht habe, ihnen das Streben nach Wahrheit eingepflanzt habe: und Leben gezeigt hat Jesus wie kein Anderer...

Ueber die Wegleugnung der Persönlichkeit Christi überhaupt mit Hilfe germanischer oder anderer Mythologien darf man heute zur Tagesordnung übergehen, wenn auch sonderbarerweise gerade manche Verfechter des rassen-aristokratischen Prinzips, welches notwendigerweise auf Wertung großer Persönlichkeiten beruht, sich darum bemühen..."

*

Man könnte mit solchen Auszügen noch lange fortfahren. Welchem Autor mögen sie entnommen sein? Antwort in nächster Nummer.

Frank, Thieme, das „Deutsche Volkstum" und die „Christliche Welt". Walter Franks Buch „Nationalismus und Demokratie in Frankreich" ist in Nr. 6 der CW, Sp. 265 ff., von Karl Thieme unter dem Titel „Französisches Volksschicksal im Spiegel des deutschen" kritisch besprochen worden. Gegen diese Besprechung sandte Frank durch Vermittlung eines alten Mitarbeiters und Freundes der CW im April eine Erklärung ein, die nach längerer Verhandlung nicht zum Abdruck in der CW gekommen ist. Frank hat sie jetzt im „Deutschen Volkstum", 2. Juliheft, S. 603 ff., unter dem Titel „Eine Polemik gegen die deutschen Dreyfusards" mit einer längeren Einleitung veröffentlicht, in der er seine literarischen Gegner und mich politisch zu verdächtigen sucht.

Der Grund für mich, seine Erklärung nicht ohne weiteres zu drucken, war, daß sie an einigen Stellen weit über das Ziel hinausschoß und, statt nur eine sachliche Verteidigung gegen Thieme zu bringen, ihm unsachliche Motive unterstellte. Ich habe Frank aber nicht etwa, wie er jetzt behauptet, erst Aufnahme dieser seiner Erklärung zugesagt und sie nachher abgelehnt, sondern ihm klar geschrieben, daß ich „grundsätzlich bereit" sei, eine Erklärung von ihm zu bringen, da ich an der Sache nur das Interesse habe, daß Niemand in der CW ungerecht behandelt werde; ich wolle aber einige Sätze in Franks Erwiderung nicht ungeändert drucken, noch sogleich an Thieme schicken, ohne Frank vorher Gelegenheit zu nochmaliger Erwägung gegeben zu haben. Auf meinen Vorschlag hin hat Frank einige der von mir als unmöglich empfundenen Stellen geändert; einige andere aber änderte er nicht.

Als ich Thieme nun Franks zweiten Text zuschickte, sandte mir Thieme eine Entgegnung, die zum guten Teil gerade den Stellen galt, die ich überscharf gefunden und die Frank nicht geändert hatte. Die Verantwortung für diesen Gang der Dinge mußte ich

ablehnen. Der Abdruck beider Erklärungen würde viel Raum beansprucht haben. In einer Zeit vaterländischer Sorgen und schwerster kirchlicher Kämpfe diesen Streit in voller Ausführlichkeit vor die Leser der CW zu bringen, konnte ich mich nicht entschließen. Wer Franks Erklärung lesen will, deren Abdruck im „Deutschen Volkstum" er mir schon vor einiger Zeit angekündigt hatte, hat Gelegenheit es dort zu tun. Wäre sie ungedruckt geblieben, so hätte ich versucht, die Differenzpunkte zwischen ihm und Thieme unseren Lesern kurz anzudeuten. Das ist nun nicht mehr nötig.

Zu seiner Einleitung nur folgendes: Wer Thiemes frühere Aeußerungen kennt, wird dessen Uebertritt zum Katholizismus als schon lange durch hochkirchliche Gedanken vorbereitet ansehen, also nicht als politisch motiviert, wie Frank behauptet. Frank hält Thieme für einen Theologen, während Thieme Historiker, also durchaus Fachmann ist; Verschiedenheiten der Denkweise, die im übrigen zwischen Thieme und mir bestehen, kamen hier für mich nicht in Betracht. Wer sich aber überzeugen will, was für ein schlimmer Mensch der Herausgeber der CW ist, daß er nach „beiden Seiten hinkt" und ein „geborener Deutschdemokrat" ist, der lese Franks Angriffe. Ich habe nie verleugnet, daß ich seit meinen Studentenjahren zum Kreise Friedrich Naumanns gehört habe und seinen politischen Weg mit ihm von den alten Nationalsozialen zu den Demokraten gegangen bin. Aber was hat das mit meiner Haltung zu Franks Beschwerden über Thieme zu tun? Die „liberale" Gelehrtenwelt hat, wie Frank sagt, sich zu seinem Generalangriff totenstill verhalten (die historischen Zeitschriften haben sich mit seinem Buch nicht auseinandergesetzt); ein anderer Historiker wie Thieme hat es aber kritisiert, und ich mochte eine zum Teil unsachliche Erwiderung Franks nicht abdrucken. In allen drei Fällen sieht Frank politische Gegnerschaft wirksam; er beschuldigt die Andersdenkenden einfach des Widerstandes gegen den heutigen Staat. Dieses Verfahren ist zu bequem, als daß in der CW noch weiter davon die Rede sein sollte. Hermann Mulert

Die Lutherakademie in Sondershausen veranstaltet ihre Haupttagung vom 29. Juli bis 12. August. Es wird eine Reihe von hervorragenden Theologen teilnehmen. Am stärksten ist der skandinavische Norden mit acht Professoren vertreten, dazu kommen Deutschland, Holland, Ungarn, Oesterreich und Italien. Zum zweiten Male wird sie in der Tagung des Apologetischen Seminars vom 1. bis 11. Oktober zusammentreten, das sein 25jähriges Bestehen feiert. Es wird diese Feier durch ein besonders reichhaltiges Programm begehen. Für beide Tagungen kann schon jetzt auf eine große Schar von Teilnehmern gerechnet werden, zumal die landschaftlichen und kulturellen Vorzüge der Stadt Sondershausen starke Anziehungskraft ausüben.

Theologische Vorlesungen in Kiel, Wintersemester 1934/35 (wo keine Stundenzahl angegeben ist, sind Vorlesungen ein-, Seminare zweistündig). Einführung ins theol. Studium 2 Mulert. Rel.-gesch. Sem. (Rel. und Metaphysik der indischen Arier); Arische Religion Mandel. Jesaia 40—66 2; Gesch. der altestamentlichen Rel. 4; Altestamentliches Sem. (völk. Ethik); Prosem. (2. Sam.) Caspari. Psalmen 3 Herntrich. Hebr. Sprachlehre für Anfänger 5, für Fortgeschrittene 4 Klappstein. Synoptiker 4; Neutestamentliches Sem. (Christentum und Kirche nach den Pastoralbriefen) Windisch. Bibelkunde des NT 2; Lektüre des NT; Prosem. (leichtere griech. Texte) Schütz. Kirchengesch. I 4; Prosem. N. N. Bekehrung der Germanen zum Christentum 4; Bespr. kirchen- und dogmengesch. Fragen; Sem. (Idee einer deutschen Reichskirche im 19. Jahrhundert) K. D. Schmidt. Gesch. der prot. Theologie 4 Engelland. Konfessionskunde 4 Mulert. Dogmatik II 4 Schultz. Ethik 4 Mandel. Syst. Sem. (Hauptstücke der luth. Bekenntnisschr.) Mulert; (Luther de servo arbitrio) Schultz; (Bekenntnisse der Gegenwart a) Prosem., b) Hauptsem.) Engelland. Prakt. Theol. III (Seelsorge) 3; homil. Sem.; katech. Prosem. und Hauptsem. Bülck. Text und Weisen des neuen Gesangbuchs 2; homil. liturg. Sem. Voß.

Hindenburg †. Nicht leichten Herzens hat er als Siebenundsiebzigjähriger das Amt des Reichspräsidenten übernommen; nun hat er die Bürde bis ins 87. Lebensjahr getragen, durch treue Pflichterfüllung seinem Volke ein Vorbild und auch bei früheren Feinden verehrt, dabei ein überzeugter evangelischer Christ, der seinen Willen zur Gerechtigkeit auch in den evangelisch-kirchlichen Kämpfen bewährt hat. Tiefe Dankbarkeit von Millionen folgt ihm nach. M

Versammlungskalender

29. Juli—11. August Lutherakademie Sondershausen
9. September ff. Gustav-Adolf-Verein Königsberg
7.—10. Oktober Jubiläumstagung der Ostasien-Mission Weimar

Verantwortlich: Professor D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Der evangelische Buchhandel an der Front

Sein Beitrag zur Neugestaltung des Verhältnisses von Volk und Kirche

Immer hat der evangelische Buchhandel an der Front im Kampf um die Weltanschauung gestanden. Bewußt hat er sich der Literatur verschlossen, die in den vergangenen Jahren zur Verhetzung und Verseuchung beigetragen hat. In zahlreichen großen und kleinen Schriften hat er sich der Gottlosenbewegung entgegengeworfen. Das Ehrengedächtnis der deutschen Kämpfer Walter Flex und Hünefeld und der baltischen Märtyrer ist durch den evangelischen Buchhandel unserem Volk erhalten geblieben.

Die neue Zeit wird vom evangelischen Buchhandel dankbar begrüßt, die Grundsätze, für die er immer gekämpft hat: die Achtung vor jedem arbeitenden Menschen, die Aechtung schmarotzerhaften Daseins, die Hingabe im Dienst an andere, die Hochachtung des Familienlebens, die Betonung der sittlichen Grundsätze in der Erziehung der Jugend, aber auch die Forderung ganzer Hingabe im Kampf für das Wohl und die Ehre des Volkes, zu dem sich der evangelische Buchhändler durch Blut und Geschichte verbunden und durch Glauben gewiesen weiß.

So ist es nur eine selbstverständliche Folge seiner Berufsauffassung, daß der evangelische Buchhandel sich jetzt nicht damit begnügen kann, „eingeschaltet" zu werden, sondern bewußt will er mitarbeiten, mitkämpfen, mittragen in dem Bewußtsein, daß sein Dienst seinem Volke und seiner Kirche unentbehrlich ist, aus der Erfahrung heraus, daß er eine einzigartige Vertrauensstellung für weite Kreise durch seine Verbundenheit mit dem von ihm vertretenen Schrifttum besitzt. So ist es nicht verwunderlich, daß ein ganzes Heft mit mehr als 100 Titeln Zeugnis gibt von dieser Arbeit. „Volk und Kirche im Dritten Reich" ist der Titel des Sonderheftes der im 10. Jahrgang zielbewußt für deutsche und christliche Weltanschauung eintretenden Buchzeitschrift „Das Glückhaft Schiff".

Durch Auszüge, Aufsätze und Aussprüche, bei der auch die Gegner zu Worte kommen, erhält man ein Bild des gegenwärtigen Ringens um die Gestaltung eines neuen Verhältnisses von Volk und Kirche. Auf der Grundlage des in dem Hefte abgedruckten 24. Parteigrundsatzes werden wertvolle Beiträge zur Klärung der Frage gegeben. Fast alle Titel sind mit einführenden Besprechungen versehen, so daß jeder leicht erkennt, von welchen Schriften er Aufklärung und Förderung empfangen kann. Dabei hält sich das Heft fern vom eigentlichen kirchenpolitischen Kampf; denn das evangelische Buch ist nicht an eine Gruppe gebunden. Es führt erfreulicherweise im aufbauenden Sinne zum Verstehen des Anderen und zum Achten seines Wollens.

Das vorliegende Heft von „Glückhaft Schiff" bringt solche Aufsätze, Auszüge und Aussprüche von Luther und Zwingli, von Alfred Rosenberg und Bogislav von Selchow, von Prof. Bergmann und Prof. Hauer, von D. Fritz Engelke, J. B. Schairer, Prof. Beyer, von D. Althaus, D. Heim, D. Rust, D. Kurt Dietrich Schmidt, D. Otto Borchert, Pfarrer Haug, D. Risch, D. Karl Witte, D. Adolf Schlatter und Johs. Müller. Das Heft wird gegen Einsendung von 15 Pf. von jedem evangelischen Buchhändler oder von der Vereinigung Evangelischer Buchhändler, Leipzig, Buchhändlerhaus, verschickt.

In jeder Gemeinde sollte nach dem Vorschlag dieses Heftes eine „Arbeitsbücherei" für alle Mitarbeiter im Gemeindeleben eingerichtet werden.

Ein ergänzendes Heft: „Das Erbe der Väter", „Alter oder neuer Glaube im Neuen Deutschland?" wird im Herbst erscheinen und ist in besonderer Weise für die Schulungsarbeit zu empfehlen. Zu diesem Zweck sind die Abgabepreise ermäßigt: 10 Hefte 1.20 M.; 20 Hefte 2.— M.; 500 Hefte 40.— M.; 1000 Hefte 50.— M.

Das evangelische Buch ist für den Einzelnen wie für die volksmissionarische Arbeit schlechthin unentbehrlich, es ist ein Stück der Verkündigung und ergänzt und vertieft das gesprochene Wort, es erreicht aber Tausende und aber Tausende, die nicht unter das Wort kommen, und die Verbreitung des evangelischen Buches, des kleinen wie des großen, begleitet mit einem Wort persönlichen Bekenntnisses und verstehender Liebe, ist nach tausendfacher Erfahrung sicher einer der wichtigsten volksmissionarischen Dienste. Nicht Jeder ist zum Reden berufen oder zum Schreiben befähigt — aber wohl Jeder, dem ein evangelisches Zeugnis in Wort oder Schrift etwas gegeben hat, kann nun durch ein Buch etwas weitergeben. Hier ist Freiwilligendienst von höchster Bedeutung!

Unverlangten Manuskripten ist, falls Rücksendung gewünscht wird, Porto beizufügen. Eine Gewähr kann nicht übernommen werden.
Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Halte-gebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Otto Hauser, Gotha — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 12 Pf., größere Anzeigen nach Tarif — D. A. 2600 II. Vj. 34 — Postscheckkonto Erfurt 4754
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 18. August